NOVA ACTA PARACELSICA

BEITRÄGE ZUR PARACELSUS-FORSCHUNG

NEUE FOLGE
1/1987

HERAUSGEGEBEN
VON DER
SCHWEIZERISCHEN PARACELSUS-GESELLSCHAFT

Die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft (SPG) mit Sitz in Einsiedeln

kann sich nicht rühmen, der älteste Zusammenschluss von Freunden des Paracelsischen Werkes zu sein; sie ist aber der bisher dauerhafteste. Die erste, 1929 – als Folge des von Karl Sudhoff mit seiner monumentalen Ausgabe der medizinischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Schriften geweckten Interesses – in Deutschland gegründete Paracelsus-Gesellschaft wurde bereits 1933 wieder aufgelöst; die von ihr veröffentlichten "Acta Paracelsica" stellten nach fünf Heften ihr Erscheinen ein, und eine zweite Paracelsus-Gesellschaft, die sich 1941 anlässlich des 400. Todestages von Paracelsus mit Sitz in München konstituierte, hatte ebenfalls eine nur kurze Lebensdauer.

Damals wurde in Einsiedeln – am Geburtsort des Paracelsus und auf neutralem Boden – die Resolution zur Gründung einer Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft gefasst, die 1942 in die Tat umgesetzt wurde. Dort und an anderen einheimischen Stätten seines Wirkens treffen sich seither immer wieder wissenschaftlich und kulturell Interessierte, um das Andenken des grossen Landsmannes zu pflegen sowie in Vorträgen und Diskussionen die Kenntnis seines noch lange nicht voll ausgeschöpften Lebenswerkes und seiner faszinierenden Persönlichkeit zu vertiefen und zu verbreiten. Offizielles Publikationsorgan der Gesellschaft, in dem die Ergebnisse solcher Tagungen, aber auch einschlägige Originalarbeiten veröffentlicht werden, sind die seit 1944 in loser Folge erscheinenden NOVA ACTA PARACELSICA.

NOVA ACTA PARACELSICA

BEITRÄGE ZUR PARACELSUS-FORSCHUNG

NEUE FOLGE EINSIEDELN 1/1987

Die Autoren dieses Heftes

Robert-Henri Blaser, Dr. phil. , o. Prof. für Germanistik und Direktor des Deutschen Seminars der Universität Neuchâtel.
Eine Bio-Bibliographie des am 23. Juli 1986 verstorbenen Präsidenten der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft ist in Vorbereitung.

Kuno Bugmann, P., OSB, Dr. phil., Alt-Stiftsbibliothekar
Kloster, CH-8840 Einsiedeln

Erwin Jaeckle, Dr. phil., Schriftsteller
Inhaber vieler Literaturpreisen.
Drusbergstrasse 113, CH-8053 Zürich

Peter Marty, Lic. phil., Heilpädagoge und Erziehungsleiter
im Schulheim Rodtegg, CH-6005 Luzern

Redaktion: Willem F. Daems, Arlesheim
Hans-Rudolf Fehlmann, Möriken

Sekretär: Ernst Schwaller, Rauracherstrasse 34, CH-4106 Therwil

Jeder Autor ist für den Inhalt seines Beitrages selbst verantwortlich

Vervielfältigung, Nachdruck, auch teilweiser Abdruck nicht gestattet.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen bleiben den Autoren vorbehalten.

© 1987 Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft

Satz und Offsetdruck: Buchdruckerei Arlesheim AG

Inhalt

Vorwort 5

Robert Blaser 9
in piam memoriam

Robert-Henri Blaser 11
Paracelsus und seine Bedeutung für das Arzttum von heute

Erwin Jaeckle 33
Der Exodus der Elementargeister

Peter Marty 47
Paracelsus, der Retter der Geistesumnachteten

Vorwort

Am 11. Oktober 1942, ein Jahr nach dem eindrucksvollen Paracelsus-Kongress in Einsiedeln (4.–6. Oktober 1941) wurde am gleichen Ort von schweizerischen Paracelsus-Freunden die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft (SPG) gegründet. Eines ihrer Ziele war und ist die Herausgabe von Jahrbüchern. Der erste Band der *Nova Acta Paracelsica* (NAP) erschien 1944, Band VIII konnte 1957 veröffentlicht werden, 1960 folgte noch ein Supplementband. Und dann trat eine lange Pause ein, bis endlich 1977 Band IX, meisterhaft von Prof. Dr. *Robert-Henri Blaser* redigiert, eine neue Periode anzukündigen schien. Dennoch vergingen wiederum fünf Jahre, bis die Erscheinung des Bds. IX realisiert werden konnte. Inzwischen schreiben wir 1987! Band XI war angekündigt, aber mitten in der Vorbereitung verstarb unser hochverehrter Präsident Robert-Henri Blaser, der es auch immer verstanden hatte, Geldquellen anzubohren . . .

Beiträge für die NAP hat es immer genügend gegeben; auch heute verfügen wir über zahlreiche noch unveröffentlichte Typoskripte. Die Schwierigkeiten der Herausgabe der NAP liegen, von allem Anfang an, ausschliesslich im Bereich der Finanzierung. Für die Bände IX und X mussten jeweils circa Fr. 20 000 zusammengebracht werden. Die Möglichkeiten scheinen wieder einmal ausgeschöpft zu sein. Deshalb wollen wir – versuchsweise – einen anderen Weg einschlagen: Wir nehmen Abschied von der kaum noch finanzierbaren Jahrbuch-Form und lösen diese ab durch bescheidene Hefte von ca. 48 bis 64 Seiten mit "Beiträgen zur Paracelsus-Forschung", eine "Neue Folge". Dadurch erhalten die Mitglieder – wie wir hoffen – in kürzeren Abständen die wertvollen Beiträge, die in den Jahresversammlungen vorgebracht wurden oder uns sonst zur Verfügung stehen.

Das vorliegende erste Heft der "Neuen Folge" bringt einen wichtigen Artikel aus dem Nachlass von Prof. *Blaser*. Die Beiträge vom einzigen noch lebenden Mitbegründer der SPG, Dr. *Erwin Jaeckle* und vom jungen Mitglied *Peter Marty* wurden in der Jahresversammlung vom 13. Oktober 1985, Zürich, vorgetragen. Eine Bio-Bibliographie Robert-Henri Blaser sowie eine Informationsschrift über die SPG werden von Dr. *Hans-Rudolph Fehlmann* und Dr. *Kuno Bugmann* vorbereitet.

*

In den drei Monaten nach der Tagung in Bad Pfäfers/Bad Ragaz (19./20. September 1986) haben viele neue Mitglieder der SPG unsere Reihen verstärkt. Wenn wir uns alle für die Werbung von neuen Mitgliedern einsetzen, so können wir mit Optimismus für die Zukunft der SPG die kommende Jahresversammlung in Basel – 18./19. September 1987 – durchführen.

Der Präsident

Robert-Henri Blaser

Robert Blaser

1919 – 1986

in piam memoriam

Noch immer sehe und höre ich den jungen Robert Blaser, als Neodoktor der Sorbonne in Paris in der Basler Heimat erneut sesshaft, seinen ersten, damals schon gültigen Beitrag zur Erforschung seines prägenden Leitbildes Theophrastus Paracelsus in einer auffallend offenen und sympathischen Art vorlesen: es war bei der Jahrestagung der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft im Zunfthaus zu den Zimmerleuten in Zürich am 18. November 1951. Robert Blaser legt seine Studie vor über den Sinnspruch des Paracelsus: *Alterius non sit, qui suus esse potest* (vergl. Nova Acta Paracelsica VI [1952], 1–9). Im nachhinein sehen wir diese Arbeit als ein Zeichen, das Robert Blaser «scienter nescius» für sein reiches wissenschaftliches und geistiges Leben setzt; der junge Gelehrte dringt in die Mitte seines Leitbildes vor, von dem er nicht mehr lässt.

Ohne Zweifel sieht Paracelsus die Freiheit seines Geistes in seinem Denkspruch ausgesagt, zu schweigen vom Lebensstil, in dessen Einmaligkeit der revolutionäre, unruhige Arzt und Gelehrte seine für unsere Zeit kurz erscheinende Lebensdauer – 1493–1541 – spannt.

Angezogen vom Leitbild und dessen Denkspruch (nicht aber als dessen Kopie) baut Robert Blaser an seinen Lebenstagen mit ihren mannigfachen Aufgaben. Auf der Höhe seines Schaffens, als Hochschulprofessor in Neuenburg, strahlt er eine wohltuende innere Freiheit aus, die auch der Druck und die Zeitnot der Berufung und des frei gewählten Lieblingsstudiums nicht überdecken können. Diese innere Freiheit gründet in einer durch und durch unverwechselbaren humanistischen Art: eine tiefe Einsicht in die Werte geistiger Bildung, die in ihrem vielfältigen, unterschiedlichen Reichtum das geistige Leben nähren und vertiefen. Die innere Freiheit ist's, die Robert Blaser drängt, all das in vollen Zügen bewusst zu erleben, was er durch die Jahre entdeckt. Sein Basel bietet ihm schon vieles, dessen Atmosphäre er voll und ganz in sich aufnimmt, sich eigentlich mit dessen Geist gleichsetzt. Er bleibt durch die Neuenburger der eingefleischte Heimwehbasler in einer bezwingend urtümlichen Art, fern jeder Verkrampfung und mit Blindheit geschlagener sturer Einseitigkeit – er fängt sich auf in seiner inneren Freiheit, wie sie bei einem humanistischen Geist durchbricht. Diese innere Freiheit führt Robert Blaser zur Bejahung von Werten, wie sie unter Menschen im Freundeskreis gepflegt werden. Sie löst die ganze Kraft einer schäumend ausbrechenden Begeisterung in Robert aus beim Ver-

weilen an Stätten, an denen Kunst und Kultur greifbar nahe sind (hier verdient Salzburg erwähnt zu werden). Das Emotionale hebt jedoch die Zuverlässigkeit in der Forschung und in der Darlegung wissenschaftlicher Fragenkomplexe nicht auf, zumal im Werk des Paracelsus. Was die Sorbonne in Paris mitgegeben, bringt Robert Blaser in seiner klaren, eigenen, sauberen Art zum Tragen; sein Wort und sein Urteil haben Gewicht, die sprachliche Form in Wort und Schrift war sicher, gewählt, echt.

Zwiespältig geht Robert Blaser dem Augenblick seines Rücktrittes als Professor der deutschen Literatur an der Universität Neuenburg entgegen. Doch fängt er sich erneut auf. In der Abschiedsvorlesung «Pour mieux connaître Paracelse» lässt der scheidende Professor nochmals das Bild des bahnbrechenden, eigenwilligen Arztes und Gelehrten aus den von Humanismus und Reformation in Deutschland bewegten Jahren vor den akademischen Zuhörern aufsteigen. Ins gedruckte Exemplar der Vorlesung schreibt er mir damals Ende 1985 erneut "scienter nescius" – "Jeder Abschied ist – so oder so – ein Neubeginn". Ein echtes Zeichen einer offenen, bejahenden Einstellung zum Leben beim lieben, unvergesslichen Freund Robert Blaser – ein Wort, das zurückbindet an das zeitlose "Alterius non sit, qui suus esse potest".

Einsiedeln *Kuno Bugmann*

Paracelsus und seine Bedeutung für das Arzttum von heute

von Robert-Henri Blaser

Der nachfolgende Beitrag wurde von Prof. Dr. Robert-Henri Blaser am 9. Oktober 1975 auf Einladung von Dr. med. Wilhelm Martin Zinn vor Mitarbeitern der Medizinischen Abteilung der Thermalbäder Bad Ragaz vorgetragen und später zur Veröffentlichung überarbeitet. Die Jahresversammlung der SPG folgte am 11./12. Oktober. (W.F.D)

Paracelsus lebte im Übergang vom Mittelalter zur sogenannten Neuzeit. Sein Name ist wohl nur wenigen Gebildeten unbekannt. Seine Bedeutung für die Geschichte der Medizin, der Naturphilosophie und der Naturwissenschaften überhaupt, ist nicht mehr so umstritten wie von der Zeit seines Wirkens an bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, aber ungeklärt in wesentlichen Beziehungen ist sie auch heute noch. Man kann von ihm zwar jetzt nicht mehr mit Schiller sagen, dass sein Charakterbild von der Parteien Gunst und Hass verwirrt, in der Geschichte schwanke, denn von Hass gegen ihn ist in unseren Tagen nicht mehr die Rede. Höchstens von einer sozusagen traditionellen Abneigung mancher Kreise eines bedeutenden Berufsstandes: nämlich der Apotheker. Die Abneigung kam z. B. noch vor wenigen Jahrzehnten in einem Referat von Prof. *Josef-Anton Haefliger*, dem Altmeister der schweizerischen Pharmaziegeschichte, vor dem Berner Apothekerverein zum Ausdruck, in dem er zwar Paracelsus als guten Arzt gelten liess, im übrigen aber wie *Johann Georg Zimmermann*, der ihm abholde Arzt aus Brugg und Freund Albrecht von Hallers, und nach dem Muster *Johann Christoph Adelungs*, des Verfassers der "Geschichte der menschlichen Narrheit", die negativen Eigenschaften des Paracelsus sehr scharf betonte und im Sinne des von dessen Gegnern weidlich ausgenützten Briefes seines Schülers *Oporinus* als einen in seinem ganzen Wandel unordentlichen Trunkenbold hinstellte. So pflanzte sich über die Jahrhunderte hinaus das berufliche Unbehagen wegen der erbitterten und berechtigten Kämpfe fort, die der auf gute Heilmittelversorgung seiner Kranken bedachte Paracelsus mit der wenig rühmenswerten Apothekergilde von anno dazumal führen musste . . .

Mit Recht sagte *Karl Sudhoff*, sein Hauptbiograph, das vielgestaltige, ruhelose Geschick des Paracelsus liege vor dem Forscher noch nicht als lückenloser Ablauf. Es müsse aus den erhaltenen, oft spärlichen Dokumenten rekonstruiert werden. Manchmal gelinge dies nicht restlos, und so werde auch der gewissenhafteste Biograph sich mit Lücken und Sprüngen abzufinden haben, die auszufüllen, dem Weiterdringen der Forschung einstweilen zu überlassen sei. Zu diesem Umstand kommt

noch die Fülle des polemischen und deskriptiven Materials über den eigenartigen Mann. Dieses Material starrt uns entgegen aus einer unendlichen Reihe von Bücherkisten; es tropft seit mehr als vier Jahrhunderten aus allen Rinnen der Geschichte der Medizin, der Natur- und der Religionsphilosophie; es sprudelt uns fast täglich noch aus unzähligen Zeitschriften zu und klingt uns mehr oder weniger lieblich in die Ohren aus dem Munde vieler gelehrter Damen und Herren. Und während die Einen ihn über alle Massen lobpreisen, indes die andern viel oder alles an ihm tadeln oder in einer satten Verachtung alles so geheissenen Irrationalen, ihn gar verspotten, ist es bisher noch keinem und keiner gelungen, eine sachlich klare, materiell fest begründete und in jeder Hinsicht haltbare Charakteristik von ihm zu bieten oder gar eine einwandfreie, begrifflich klare Darstellung seiner Therapie zu gestalten. Berge von allgemeinen Redensarten über ihn türmen sich vor uns auf. Und das eine wenigstens verspreche ich Ihnen: Diesen stattlichen Haufen will ich nicht vermehren und beschränke mich statt dessen darauf, Ihnen anhand fester und verbürgter Anhaltspunkte einen möglichst objektiven Überblick über die Biographie des Paracelsus zu vermitteln, wobei ich insbesondere Ihre Aufmerksamkeit auf jene Episoden lenken möchte, die in seiner Heimat, der Schweiz, eine Rolle gespielt haben.

Doch vorher noch ein paar Worte allgemeiner Natur in Anbetracht der Eigenart der Person und des Stoffes. Person und Stoff blühen, wie gesagt, im 15. und 16. Jahrhundert unserer Geschichte, also in der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Noch bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts fast, war das Mittelalter für die Mehrzahl der Gebildeten eine Epoche der Barbarei und Finsternis, in der die Völker in Knechtschaft seufzten unter hierarchischem und aristorkratischem Joch. Aber seither ist dieses Urteil sehr wesentlich geändert worden. Die einst verlachten Philosopheme der Scholastik haben heute ihren Platz in der Entwicklungsgeschichte der Geisteswissenschaften. Mit den Rechtsaltertümern jener Zeit befassen sich als mit wichtigen Problemen unsere Historiker der Jurisprudenz. Die herrlichen Monumente der Baukunst, die man Jahrzehnte, Jahrhunderte lang verfallen liess oder die man "modern" verunstaltete, hat man liebevoll in ihrer alten Pracht oder in ihrer glanzvoll edlen Einfachheit wieder herzustellen gelernt. In unseren Museen leuchten die grossen Werke der alten Meister, die Proben ihres nicht wieder erreichten handwerklichen Könnens. Die beiden Holbein, Matthias Grünewald, Dürer, Burgkmair, Nikolaus Manuel, Altdorfer, Lucas Cranach, Martin Schongauer und ihre zahlreichen Vorgänger und Zeitgenossen zeigen allein den hohen Inhalt des damaligen deutschen Kulturkreises an. Und dann die stürmischen und revolutionären Ereignisse am Ausgang des Mittelalters: Entdeckung Amerikas, Reformation, Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern. Auf der Gleitbahn des Welthandels die Umwandlung des Handwerks über die Manufaktur zur Geburt der Industrie. Um nur einige jener Ereignisse, einige jener Moto-

ren zu nennen, die diesseits und jenseits der Alpen und darüber hinaus in der Kulturwelt ideologische und politische Bewegungen entfacht haben, für die es der Tiefe, der geistigen Erschütterung nach, trotz allem, was auch wir schon erlebt haben und weiterhin erleben, in Hinsicht auf soziale Folgen und katastrophale Wirkungen, kein Gleichnis gibt.

Die Wende vom Spätmittelalter zur Neuzeit

Dieser Zeit mit ihren ungeheuren geistigen Spannungen entstammt nun Paracelsus. Der schon genannte, grosse und international anerkannte Meister der medizinischen Geschichtsforschung, *Karl Sudhoff*, hat in mehr als fünfzigjähriger Arbeit die Daten für die Biographie des Paracelsus gesammelt, hat das medizinische und naturwissenschaftliche Werk des berühmten Arztes textkritisch durchforscht und es in seiner echten Substanz editorisch zu erfassen versucht, während es – nach dem Vorgang von *Wilhelm Matthiessen* in München – dem Marburger Religionswissenschaftler *Kurt Goldammer* vorbehalten blieb, den philosophischen und religiösen Nachlass des Paracelsus für unsere Gegenwart zu sichern. Karl Sudhoff ist fünfundachtzigjährig im Herbst 1938 gestorben. Die medizinischen, naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Schriften des Paracelsus, die er uns hinterliess in loyaler Anlehnung an die vorzügliche Huser'sche Ausgabe aus dem 16. Jahrhundert, umfassen 14 teils sehr starke Quartbände, die von 1922 bis 1933 erschienen sind und allein siebeneinhalbtausend Textseiten füllen. Von den theologischen und religionsphilosophischen Paracelsusschriften hat Goldammer sei 1955 in seiner Edition bis jetzt sechs der Sudhoff'schen ebenbürtige Bände herausgebracht; unveröffentlichtes Material für sechs weitere Bände ist in Vorbereitung. Das genaue Durcharbeiten dieser bis jetzt vorliegenden 20 Bände allein verlangt mehr Zeit als selbst der Fachgelehrte von heute so ohne weiteres aufzubringen vermag. *Hans Kayser*, dem wir eine vortreffliche Einführung in das Werk des Paracelsus verdanken, hat recht, wenn er sagt, sich ganz in das Wesen und Wollen dieses Mannes und in seine Zeit hineinzufinden, dazu gehöre die Arbeit eines Menschenlebens. Zu bedenken ist dabei immer wieder, dass die Epoche, in welcher der Feuerbrand des Paracelsus aufflammte, vierundeinhalb Jahrhunderte hinter uns liegt. Am 24. September 1981 jährte sich der Todestag des "seltsam wunderlichen Mannes", wie ihn sein Zeitgenosse, der Historiker *Sebastian Frank*, nannte, zum vierhundertvierzigsten Male.

Wir erfahren aus jeder Gerichtsverhandlung, wie Vorgänge, die von gebildeten Zeugen miterlebt wurden, von verschiedenen Menschen auf verschiedene Art aufgefasst werden und wie fast jedes Individuum seine eigene Methode des Sehens, der Beobachtung, seine besondere Reaktion des Gedächtnisses hat. Wir wissen aus einer aufrichtigen Versenkung in uns selbst, wie schwer, sogar oft in recht einfachen Angelegenheiten, ein

ganz sicheres Urteil ist, wie unsere Auffassungen und Überzeugungen schwanken, manchmal schon zwischen Morgen und Abend. Und wir begreifen daher die Schwierigkeit verlässlicher und gerechter psychologischer Bekundungen oder der Fixation genauer Tatsachen nach vierhundert Jahren. Sie könnten in unserem besonderen Falle einwenden: Je nun, die Werke des Theophrastus Paracelsus liegen ja zum grossen Teil vor. Es gilt also nur, deren Inhalt uns zu vermitteln, ihn uns nahezubringen im Für und Wider, damit wir unsere Meinung bilden. Aber bedenken Sie bitte: Erstens, so ganz sichergestellt sind, selbst nach der emsigen Arbeit vieler Forscher und nach der gewaltigen Mühe von Karl Sudhoff und Kurt Goldammer die Paracelsischen Texte auch heute nicht.

Ein Blick auf die Handschrift des Paracelsus, deren Entzifferung schon den Zeitgenossen grosse Mühe bereitete – das in St. Gallen gehütete eigenhändige Consilium z. B. für den Fürstabt *Johann Jakob Russinger* in Pfäfers legt davon beredtes Zeugnis ab – erübrigt fast allein schon jede weitere Erörterung dieses Themas. Zudem war aus Gründen, die im ewigen Zwist zwischen den galenischen Ärzten und den Alchimisten der alten Zeit ihre Ursache haben, die Sprache der alchimistischen Heilkünstler gewollt dunkel und vieldeutig. Ja vielfach war sie für den mit der alchimistischen Materie nicht ganz Vertrauten so unverständlich, dass einer der vielen Erstherausgeber Paracelsischer Schriften, der Basler *Adam von Bodenstein*, im Jahre 1575 ein 'Onomastikon' ediert hat, das ist, wie er erklärte, "eine Auslegung von eigenen Wörtern und Präparierungen Theophrasti Paracelsi". Aber auch dieses Wörterbuch hat noch sehr vieles im Dunkel gelassen. Und schliesslich: Wer wird nicht zugeben, dass der Mensch von heute, im Besitze aller seiner vermeintlichen, modernen Errungenschaften sich nur schwer in die Psyche seines Ahnen versenken kann, der ohne Eisenbahn, ohne Telegraph, ohne Telephon, ohne Radio (geschweige denn Fernsehen), der ohne Flugzeug, ohne Auto, ohne elektrisches Licht, ohne Röntgenapparat, der ohne Empfindung für die geringsten Anforderungen persönlicher oder allgemeiner Hygiene vergnügt in dunklen Löchern hauste, der bei Kienspan und Talgfunzel die Nächte hindurch soff oder studierte, der faustisch rang um die Erkenntnis der letzten Rätsel seines Daseins oder mit Überzeugung Hexen verbrannte, weil sie angeblich mit dem Teufel Buhlschaft getrieben hatten.

Paracelsus ist tatsächlich, um mit *Erwin Jaeckle* zu reden, "jenseits der wirklichen Gestalt des Theophrast von Hohenheim (wie er eigentlich heisst) der Name für eine vierhundertjährige wandelbare Sage", und die Spur seines Lebensweges verliert sich oft streckenweise im Gestrüpp unverbürgter und wunderlicher Nachrichten. Dies erfährt der gewissenhafte Paracelsus-Historiograph schon beim Versuch der Beschreibung seiner Herkunft und seiner frühen Jahre. Informiert sich z. B. der wissbegierige Reisende, der über Zürich und Rapperswil nach Einsiedeln wandern will, über unseren Helden im Baedecker oder einem beliebigen

Lexikon, wird er dort in der Regel erfahren, dass bei der 838 m über dem Meer gelegenen Teufelsbrücke Theophrastus Paracelsus, der Erneuerer der Heilkunde, geboren wurde. "Erneuerer der Heilkunde" ist ein grosses Wort. Und was die Geburt "an der Teufelsbrücke" anbelangt, so ist doch wahrscheinlich gemeint, dass die Geburt dieses Erneuerers in einem Hause nahe der Brücke vor sich gegangen sei. Die Meldung wäre dann vorsichtigerweise mit dem Vermerk zu versehen, dass Paracelsus, einer Überlieferung nach, im Gebiet des ehrwürdigen Benediktiner-Stiftes das Licht der Welt erblickt habe. Denn, sobald wir uns in die schwarzen Wälder an der Sihl begeben, wird es dunkel wie zur Zeit des heiligen Meinrad, und in der berühmten Stiftsbibliothek wird man uns bestätigen, dass dort keinerlei Aufzeichnungen aus der Frühzeit über Vater, Mutter und Kind mehr existieren, und dass daher alles, was an biographischen Daten jetzt fast allgemein Geltung hat, auf mehr oder weniger haltbaren Rückschlüssen, auf viel späteren Materialien und Bekundungen beruht. Paracelsus teilt diesen Umstand mit vielen seiner berühmten Zeitgenossen, so z. B. mit *Johannes Fischart*, dem deutschen Rabelais; und der Mangel an Personalurkunden aus einer Zeit, über die jahrelang in kurzen Intervallen die Pest und auch noch der Dreissigjährige Krieg dahingerast ist, kann kaum verwunderlich sein, insbesondere für ein Kloster wie Einsiedeln, das schon bis zum Jahre 1577 fünfmal niedergebrannt und 1798 noch von den Franzosen besetzt und geplündert worden war.

Geburt und Jugendzeit in Einsiedeln

Das Hauptstück, sozusagen die Grundlage für die erwähnten biographischen Feststellungen aber ist und bleibt ein kunsthistorisch noch ungenügend erforschtes Bild aus dem Salzburger Nachlass des Paracelsus, das dessen Vater, den Arzt *Wilhelm Bombast von Hohenheim* darstellen soll, und zwar, nach der Brautnelke in seiner rechten und dem Verlobungsring an seiner linken Hand zu schliessen, als Bräutigam im 34. Altersjahr anno 1491. Wenn es sich bei den Wappen in der linken und rechten oberen Bildecke nicht um spätere Übermalungen, sondern tatsächlich um sogenannte Allianzwappen handelt, von denen das rechtsseitige zweifelsfrei das Wappen der Bombaste oder Bambaste von Hohenheim (drei Kugeln auf dem Schrägbalken des Schildes) wiedergibt, so könnte in der Tat das linksseitige mit dem Ochsenkopf (sofern man darin nicht, wie manche es tun, eher das Attribut des Schutzpatrons der Ärzte, den Lukasstier, erblicken will) dasjenige der Familie *Ochsner* sein und die Braut somit dieser Einsiedler Familie entstammen. Andere Forscher wiederum stellen das in Abrede und behaupten, die Mutter Theophrasts sei vielmehr eine geborene *Grätzer* gewesen. Wie dem aber auch sei, wann und aus welchen Gründen Wilhelm von Hohenheim, der in einem viel späteren Dokument der Stadt Villach in Kärnten als der Artzney Lizentiat und Stadtarzt bezeichnet wird, gerade nach Einsiedeln kam,

konnte bis heute nicht festgestellt werden. Er entstammte dem, wie behauptet wird, seit dem 13. Jahrhundert in Württemberg zum hohen Adel gehörenden Geschlechte seines Namens, und ein *Georg von Hohenheim*, ein Johanniterordensmeister, soll, wie *Michael Toxites* (zu deutsch *Schütz* geheissen), ein Stadtarzt aus Hagenau, im Jahre 1574 bei Herausgabe des 'Testamentum Philippi Theophrasti' berichtet, "vor ehrlichen Leuten vom Adel bekannt haben, dass Theophrasti Vater, Herr Wilhelm genannt, seiner Fürstlichen Gnaden Vatters Bruoders Sohn gewesen, doch ausserhalb der Ehe geboren". Jenes fürstliche Geschlecht war zur Zeit des erwähnten Johanniterkomturs schon in recht unerfreulichen wirtschaftlichen Umständen, und Schloss und Gut waren der Stadt Esslingen in Württemberg längst verpfändet. Diese bedenklichen Verhältnisse scheinen aber das sehr erhebliche Geltungsgefühl des Herrn *Georg von Hohenheim* nicht weiter gestört zu haben, denn in der Zimmerischen Chronik, einem schwäbischen Geschichtswerk aus dem 16. Jahrhundert, findet sich von ihm folgende Charakteristik: "Nach dem Jörg Schilling ist Maister des Johanniter Ordens worden ein Bambast von Hochenhaim, welcher mit Freundlichkeit sein vorfaren, den Schilling, beim wenigsten nit ersetzt, derohalben er auch kein sollichen benevolentiam oder geneigten Willen erlangt. Man hat ihn die Bagken plehen und ein bloen (d.h. aufgeblasenen) Fürsten sein lassen; – welchen die Notdurft dazu nit gehalten, ist sein müssig gangen", was so viel heisst wie: wer nicht unbedingt zu ihm musste, ging ihm lieber aus dem Wege. Und zum Schluss macht dem Ordensmeister sein Chronist noch den Vorwurf, Herr Georg habe seinen Vorgänger, den frommen Schilling, wo er nur konnte, verkleinert. Was dem braven schwäbischen Geschichtsschreiber den Stossseufzer entlockt: "Also geht es zu in der Welt." – Daraus aber etwa ableiten zu wollen, dass der Familien-Beiname Bombast oder Bambast von Hohenheim mit 'Bombast' im Sinne von 'Aufgeblasenheit' oder 'Schwulst' identisch sei (Schwächen, die unserem Paracelsus von seinen Feinden oft vorgeworfen wurden und die ihm auch *Conrad Ferdinand Meyer* in den vielzitierten Versen aus "Huttens letzte Tage" andichtet: "Ich dachte: Wie zu dir dein Name passt! Bombastus nennst du dich – und sprichst Bombast!"), das wäre grundfalsch, denn das Wort 'Bombast' als Beiname der Herren von Hohenheim seit dem 15. Jahrhundert geht zurück auf mlat, *bombacium*, d.h. Baumwolle (verwandt mit Baumbast), bzw. *wambasium*, womit ein gesteppter Rock gemeint war, den man unter dem Panzer trug (daraus entwickelte sich übrigens das deutsche Wort 'Wams'). Das Schlagwort 'Bombast' im Sinne von 'Schwulst' oder 'Wortschwall' dagegen drang erst im 18. Jahrhundert aus dem engl. *bombast* für ein Gewebe, das vor allem zur effektvollen Auswattierung von Männerjacken verwendet wurde, ins Deutsche, wo es *Lessing* als Begriff der literarischen Kritik einbürgerte. Kurz: das missbilligende Schlagwort 'Bombast' hat nichts mit unserem Paracelsus zu tun!

Von *Wilhelm* von Hohenheim, seinem Vater, findet sich ausser der vom Villacher Stadtrat erfolgten Bekundung seines Todes kein anderes Dokument mehr vor. Nun hat sich aber im Jahre 1484 ein Wilhelm Bombast von *Riet* als "pauper", d. h. als mittelloser Student, im 'Album studiosorum' der Universität Tübingen eingeschrieben, der darum dem Pedell nur einen Schilling zu entrichten hatte, und es scheint wohl nicht allzu gewagt, mit *Richard Julius Hartmann*, einem selbständigen und sehr genauen schwäbischen Paracelsus-Biographen, in diesem *Wilhelm Bombast von Riet* den Vater des Paracelsus zu sehen, dessen Armut es begreiflich macht, dass er später, seinen Unterhalt suchend, in der Fremde auftaucht. Ob, dem Wappen entsprechend, die Mutter wirklich eine Ochsner war, das ist wahrscheinlich, aber durchaus nicht unbedingt sicher. Denn vom Familiennamen der Mutter und vom Datum der Heirat ist nirgends mehr die Rede. Ein *Ruodi Ochsner* wohnte laut Rodel der im Jahre 1470 gegründeten St. Meinradsbruderschaft in Einsiedeln, um 1480 in einem Haus an der Teufelsbrücke. Die Eintragung hat folgenden Wortlaut: "Ruodi Ochsner an der Sylbrugg und Els Schärerin sin husfrouw". Diese Ochsner waren sogenannte Gotteshausleute, d. h. Hörige des Klosters. Hatte nun, was immerhin für die damalige Zeit ein gewiss seltenes Vorkommnis war, Wilhelm von Hohenheim wirklich eine Tochter dieses Klosterhörigen Ruodi zur Frau genommen, so stimmt es auch, dass sein Sohn Theophrastus ebenfalls ein Höriger des Stiftes war. Denn nach dem damaligen Grundholdenrecht fielen die Kinder dem Grundherren der Mutter zu. Dafür, dass die Mutter, ob sie nun eine Ochsner war oder aus einer anderen Einsiedler Familie (z. B. derjenigen der Grätzer) stammte, in der Tat eine Gotteshausfrau – eine Hörige – gewesen ist, spricht eine Quittung, die im Jahre 1541 vom Kloster ausgestellt wurde, als ein Abgesandter des Fürstabtes von Einsiedeln nach dem Tode des Paracelsus das 'Mortuarium' oder 'Besthaupt' (d. h. die Abgabe der Erben eines Leibeigenen an den Grundherrn) vom Notar in Salzburg in Empfang nahm. Zweierlei wichtige Schlüsse lassen sich aus dieser Tatsache ziehen: einmal, dass Paracelsus, dem damals (und noch bis 1798) für alle Sprossen solcher Ehen geltenden Erbuntertanengesetz zufolge, wie er übrigens zeitlebens bekannte, "von Einsiedeln, des Lands ein Schwyzer" war, zum anderen, dass ihm daraus, wie es *Linus Birchler* einmal formulierte, das eigenartige Schicksal erwuchs, "Rittersprosse, aber *doch* Leibeigener, frei *und* hörig" zu sein.

Während der Todestag des Paracelsus – es war der 24. September 1541 – amtlich beglaubigt ist, fehlt das genaue Datum seiner Geburt. Da er nicht ganz 48 Jahre alt wurde, wird er wohl im Spätherbst 1493 das Licht der Einsiedler Welt erblickt haben. Geräuschvoll wie das ganze Geschick dieses Mannes, waren auch die Namen, mit denen er nach seiner Geburt belastet wurde. Sie haben von jeher falsche Vorstellungen über ihren Träger erweckt und lauteten: *Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim.* So sehr auch diese Häufung

klappernder Worte auf die ihm von seinen Feinden nachgesagte marktschreierische Eitelkeit deuten könnte, – er selbst hat sich nie so geschrieben. Bombast von Hohenheim war ja, wie wir hörten, sein Familienname, und Theophrastus hatte ihn sein Vater genannt, wohl im Hinblick auf eine bedeutsame naturwissenschaftliche und medizinische Zukunft, die er für seinen Sprössling erhoffte. Denn *Tyrtamos von Eresos* auf der Insel Lesbos war ein vom grossen Aristoteles besonders geschätzter Schüler, berühmt als Begründer der Pflanzenbiologie sowie der Charakterologie, und dessen Beiname 'Theophrastos' bedeutete 'der göttlich Beredte'. Er übernahm auch nach dem Tode des Meisters die Führung der peripatetischen Schule und starb, fast neunzig Jahre alt, 286 vor Christus. Dieses Nomen war leider kein Omen für unseren kleinen Einsiedler Bürger. Denn ein Redner wurde er nicht mit seiner, wie er selbst sagte, "stammleten Zunge", und sein Leben war voll Mühe und kurz. Philippus Theophrastus dürften vielleicht seine Taufnamen sein, wobei der erstere, anfänglich kaum belegt, endgültig erst durch das Epitaph seines Grabdenkmals in Salzburg verbürgt ist. Manche glauben davon ableiten zu können, dass er am "Philippstag" vorgregorianischer Zeitrechnung, also am 14. November, geboren wäre. Der heute allgemein gebräuchliche Name Paracelsus schliesslich ist – mehr lässt sich darüber nicht sagen – "eine gelehrte Latinisierung von unsicherer Bedeutung", die er sich erst später, "möglicherweise" – wie *Goldammer* meint – "mit oder nach seiner akademischen Lehrzeit in Basel, zugelegt hat."

Übersiedlung nach Villach

Um die Jahrhundertwende verliess Hohenheim, der Vater Theophrasts, das schweizerische Gebirgsland und übersiedelte mit dem etwa neunjährigen Jungen nach Villach in Kärnten, wo er 1502 das Amt des Stadtarztes antrat. Die Mutter ist wahrscheinlich vorher in Einsiedeln gestorben. Man hört nichts mehr von ihr, als später da und dort im Werke des Sohnes eine Zeile liebevollen Andenkens. Den Vater, mit dem ihm von Jugend auf ein denkbar gutes Verhältnis verband, nennt Paracelsus in seinem Buche von der Wunderarznei, wo er von seinen frühen Lehrern spricht, als deren ersten und wichtigsten: "Wilhelmus von Hohenheim, mein Vater, der mich nie verlassen hat". Im übrigen ward aber dem Knaben im heimischen Waldwinkel gewiss "eine ländlich bäuerische, echt einsiedlerische Erziehung" zuteil, an deren sorgenreiche Rauhheit der gelehrte Paracelsus in manchen seiner Schriften und namentlich dort, wo er sich seinen Basler Gegnern und sonstigen Missgönnern gegenüber in Verteidigung stellt, seine Leser noch oft erinnert. So sagt er in der sechsten "Defension zu entschuldigen seine wunderliche Weis und zornig Art" u. a.: "Mir gefällt mein Weis nur fast wohl. Damit ich mich aber verantwort, wie mein wunderlicher Weis zu verstehen sei, merkent also: Von der Natur bin ich nicht subtil gesponnen, ist auch nicht meines Lands Art, dass man was mit Seidenspinnen erlange. Wir

werden auch nicht mit Feigen erzogen, noch mit Met, noch mit Weizenbrot, aber mit Käs, Milch und Haberbrot: es kann nicht subtil Gesellen machen. Zudem, dass einem alle sein Tag anhängt, das er in der Jugend empfangen hat; dieselbig ist nur vast grob sein gegen die Subtilen, Katzreinen, Superfeinen. Dan dieselbigen in weichen Kleidern, die in Frauenzimmern erzogen werden und wir, die in Tannzapfen erwachsen, verstehent einander nit wohl. Darum muss der Grob, grob zu sein geurteilt werden, ob derselbig sich selbst schon gar subtil und holdselig zu sein vermeint. Also geschicht mir auch: was ich für Seiden eracht, heissen die andern Zwillich und Drillich". Nun hat es ja freilich im milden Drautal für den Jungen eine bessere Wendung genommen, wenn auch damals das Kärtner Land, insonderheit das Drautal, vor einem Jahrzehnt noch nach dem letzten Türkenkrieg in Trümmern lag. Immerhin, der Villacher Stadtarzt hatte eine andere Stellung als der ärztliche Nothelfer am Einsiedler Pilgerweg. Und da der Vater Hohenheim, wie kaum zu bezweifeln ist, viel von der Metallurgie verstand, gaben ihm die für jene Zeit grossartigen Blei- und Silberbergwerke in der Nähe von Villach Gelegenheit genug, seine Kunst zu üben. Jedenfalls zeigt Paracelsus später in der der Widmung seiner drei Bücher an die Kärtner Stände angehängten Chronik von Kärnten, dass die reichen Metallschätze und deren Verarbeitung einen unauslöschlichen Jugendeindruck bei ihm hinterlassen haben. So stand die Metallurgie und die mit ihr verwandte Alchimie am Anfang seiner weiteren Ausbildung, die im übrigen wie es damals die Regel war, wahrscheinlich in den Händen gelehrter Kleriker im Drautal lag.

Begeistert spricht er von seinen Erfahrungen 'in mineralibus' in der vierten der schon erwähnten Defensionen: "Also ist auch not, der Arzt sei ein Alchimist. Will er nun derselbig sein, muss er auch die Mutter sehen, aus der die Mineralia wachsen. Nun gehen ihm die Berg nicht nach, sondern er muss ihnen nachgehen. Wo nun die Mineralia liegen, da seind die Künstler; will einer Künstler suchen in Scheidung und Bereitung der Natur, so muss er sie suchen an dem Ort, da die Mineralia sind. Wie kann denn einer hinter die Bereitung kommen der Natur, wenn er sie nicht sucht, wo sie sind. Soll mir denn das veraget werden, dass ich meine Mineralia durchlaufen hab und ihr Gemüt und Herz erfahren, ihre Kunst in meine Hände gefasst, die mich lehren das Reine vom Kot zu scheiden, danach ich viel Übels fürkommen. Es ist aber nit minder, ich muss den philosophischen Spruch auch sagen, dass Weisheit allein von den Unwissenden veracht wird, also auch die Kunst von denen, die sie nicht künden".

In dankbarer Erinnerung nennt Paracelsus neben seinem Vater eine ganze Reihe von Männern, darunter Bischöfe und Äbte, als seine Lehrer. Als es zum Beginn des eigentlichen Studiums notwendig war, die kärntnerische Heimat zu verlassen, scheint er sich zunächst noch eine Zeitlang in Schwaz in Tirol im Laboratorium des Bergwerksbesitzers

Siegmund Füger zu seiner chemischen Ausbildung aufgehalten zu haben. Genaue Daten fehlen auch hier, aber seine Arbeit über die Bergkrankheiten (Erkrankungsformen, die bei der Arbeit mit Quecksilber und anderen Metallen und Metalloiden in Minen und Schmelzhütten auftreten), wohl das älteste gewerbehygienische Buch in deutscher Sprache, ist ein unzweideutiges Zeugnis seiner montanistischen Erfahrungen.

Universitätsstudien und Europa-Reisen

An mehreren Universitäten, die wir nicht genauer kennen, unter denen aber Bologna und Ferrara eine besondere Rolle spielten, nahm sodann Paracelsus sein Hochschulstudium auf. Wie man heute sicher annehmen kann, ist er an der Universität Ferrara (wohl um 1515) zum Doktor der Medizin promoviert worden; er hat selbst darauf einen Eid geleistet. Als Schüler des bedeutenden Hippokrates- und Galenoskenners *Niccolò Leoniceno* (gest. 1524) und des *Giovanni Manardo* (gest. 1536) in Ferrara, beherrschte er das damalige gelehrte Wissen seines Faches. Und Paracelsus, der in seinen zahlreichen Schriften nur kurz, in abgerissenen, mehr zufälligen Notizen und in polemischen oder darstellenden Äusserungen zerstreut von seinen Jugendfahrten und Erlebnissen spricht, sagt darüber z. B. in seiner 'Grossen Wundarznei' u. a.: "Hab also die hohen schulen erfaren lange jar bei den Teutschen, bei den Italischen, bei den Frankreichischen und den grunt der arznei gesucht. Mich nit alein derselbigen leren . . . ergeben wöllen, sonder weiter gwandert gen Granaten (Granada), gen Lizabon, durch Hispanien, durch Engeland, durch die Mark, durch Prüchsen (Preussen), durch Litauen, durch Poland . . .". *Sudhoff*, der versucht hat, in eigenen Reisen diese Fahrten teilweise nachzuvollziehen und aktenmässige Spuren des Wanderers zu finden, glaubt feststellen zu dürfen, dass Paracelsus von Südfrankreich aus über die Pyrenäen nach Barcelona gestiegen, längs der Mittelmeerküste nach Granada und über Sevilla durch Portugal, dann wieder zurück nach Spanien gereist ist. Er habe wohl auch Salamanca berührt, sei vermutlich über Saragossa nach Frankreich zurückgekehrt und nach England übergesetzt. Paracelsus selbst spricht auch von Scotia (Schottland) und Hibernia (Irland). Über die Niederlande zurückkehrend, war er dort eine Zeitlang Kriegsarzt und taucht dann in Dänemark auf, dient unter Christian II. im Dänischen Krieg als Arzt und liegt mit dem Heer vor Stockholm. Dann wieder weiter über Preussen, Litauen und Polen nach Ungarn; ein amtliches Aktenstück in Pressburg (dem heutigen Bratislava) über seine Anwesenheit dort bestätigt die Route. Nun hinunter in den Balkan, angeblich nach Konstantinopel, und nach einer Streife durch Italien – wenn es zutrifft – bis nach Alexandria . . . Und das alles, muss man bedenken, zu Pferd, zu Fuss oder zu Schiff! Er selbst erzählt dann noch in seiner 'Wundarznei', wie er – offenbar auf der Heimkehr –

die Stadt Zengg (oder Senj) an der kroatischen Küste und die Quecksilberminen von Krain besucht hat, um – wie Sudhoff glaubhaft macht, ohne dass allerdings dafür ein sicherer Beweis vorliegt – über Pettau nach Villach zu seinem Vater zurückzukehren.

Bürger von Strassburg

Feststeht dagegen, dass er um 1524 versuchte, erstmals in Salzburg sesshaft zu werden und dort eine Praxis zu gründen. Eine der frühesten von ihm erhaltenen Arbeiten ist dort entstanden und datiert vom 15. August dieses Jahres. Es handelt sich – das mag erstaunen – um eine Schrift über die Heilige Jungfrau: 'De virgine sancta theotoca', die Gottesgebärerin. Diese Hinwendung von der Medizin zur Theologie lässt sich bei ihm in gewissen Intervallen bis zu seinem Tode beobachten. Das war offenbar seine persönliche Reaktion gegen die um ihn tobenden religiösen Kämpfe, an denen er sich öffentlich nicht beteiligt zu haben scheint. Das war eine der Schwingungen seines religionsphilosophischen mystischen Denkens, das sich dann später voll in seiner 'Astronomia Magna oder die ganze Philosophia Sagax der grossen und kleinen Welt', einem seiner Meisterwerke, voll entfaltet, das von den Zusammenhängen zwischen Mikrokosmos (der in sich geschlossenen "Kleinwelt" des Menschen) und Makrokosmos (der "Grosswelt" der übrigen Schöpfung) handelt. Das war auch die Grundlage seiner medizinischen Theorie von den fünf "Entien" (oder Krankheitsursachen) in den Büchern 'Paramirum' und 'Paragranum'. So versuchte er eben makrokosmisch und mikrokosmisch, innerhalb des ihm zugänglichen Weltbildes, wissenschaftlich das Universum zu gestalten, wie er es – bei seiner alttestamentarisch-christlichen und doch von katholischen und neuplatonischen, sogar kabbalistischen Unterströmungen stark beeinflussten Einstellung – kosmologisch und anthropologisch zu erkennen glaubte.

Der Aufenthalt in Salzburg musste früher abgebrochen werden, als er es sich vorgenommen hatte. Bekannt als ein Freund aller Bedrückten und fast berüchtigt wegen seiner Bevorzugung des Verkehrs mit kleinen Leuten, kam er in den Verdacht, am damaligen Aufruhr der Bauern mitbeteiligt zu sein. Er wurde verhaftet; im Verhör erwies sich jedoch seine Unschuld. Sein unbändiges Selbst- und Freiheitsgefühl verleidete ihm den weiteren Verbleib an der Salzach, und mit leichtem Gepäck machte er sich wieder auf den Weg nach Westen. Seine übrige Habe hatte er bei einem Bekannten zurückgelassen; sie war nicht gross, wie eine Bestandesaufnahme durch den Hofgerichtsschreiber *Michael Seznagel* am 27. April 1526 ergab: zwei Kamelhaargewänder mit Marderpelzbesatz sind darunter aufgeführt, Zirkel und Kompass, einige Salbentöpfe und merkwürdigerweise ein Vogelrohr. Auch das Bildnis seines Vaters hatte er zurückgelassen, das oft irrtümlich für das seine gehalten wurde. Es hängt heute noch im Salzburger Museum. Dagegen hatte er wohl sein grosses

Schwert mitgenommen, das ihm bis an die Schulter reichte, denn er war ein kleiner, zierlich gebauter Mann.

Sein Name war nun landauf und landab bekannt: bei seinen Freunden von der weitverbreiteten Alchimistengemeinde, an grossen und kleinen Fürstenhöfen, wo er bei seinen Wanderungen zu ärztlicher Hilfeleistung oft angehalten worden war, als medizinisches und philosophisches Genie, beim Volke als Alleskönner, Zauberer, Magier, Hexenmeister; aber auch, da er den Armen umsonst half, als ein vielgepriesener Wohltäter. Hatte er grosse Einnahmen, so war wohl eine Anzahl von Schülern und Gehilfen mit auf der Reise, er hoch zu Ross, die anderen mit irgendwelchen Fahrzeugen, darauf auch die Instrumente, Öfen und Gefässe seiner chemischen Küche. Donauaufwärts, durch ganz Süddeutschland trieb es ihn bis nach Strassburg, der freisinnigen Reichsstadt, wo er endlich halt macht. Wieder scheint er Pläne für eine Niederlassung zu haben, denn er kauft sich hier das Bürgerrecht, und zum ersten Mal seit langen Jahren hat mit der Beurkundung dieses Einkaufs am 5. Dezember 1526 die bisher ganz unstete Existenz dieses, wie *Sebastian Frank* sagte, "seltsam wunderlichen Mannes" so etwas wie einen dokumentarischen Grund. Nach geltender Ordnung hatte er, da er zunächst als Chirurg sich niederlassen wollte, sich einer Zunft anzuschliessen. Diese hiess "Luzerne" und war die berufliche Organisation der Kornhändler, Müller und Stärkefabrikanten, zu der seit alten Zeiten in Strassburg auch die Wundärzte gehörten. In Strassburg, an der Wirkungsstätte des verständigen und erfahrenen Chirurgen *Hieronymus Brunschwygk* (der übrigens noch vor Paracelsus bereits medizinische Bücher in deutscher Sprache herausgegeben hatte), lebten dank dessen Autorität die beiden Ärztegruppen – die Internisten und die andernorts meist als Scherer und Bader minder geachteten Chirurgen – relativ gleichrangig zusammen, was den Auffassungen des Paracelsus sehr entgegenkam, der immer den grossen Wert der Chirurgie betont und, wie man weiss, für die geschniegelten Leibärzte im Barett und Talar wenig übrig hatte, die er in allen Tonarten beschimpfte, während ihm, der den Titel "beyder Arzneyen Doctor" führte, die Chirurgie wohl als "das gewissest" in der Medizin erschien. Andererseits war er überzeugt, "alle chirurgischen Krankheiten durch physikalische Arznei", d. h. durch seine besonderen, inneren Mittel heilen zu können.

Wenn nun auch die "beyden Arzneyen" in Strassburg sich leidlich vertrugen, so mag der Zuzug eines von seiner Mission so sehr erfüllten Kampfhahns die Gemüter seiner Gegner nicht gerade gesänftigt haben. Daher gab es, allem Anschein nach und gemäss gewisser Überlieferungen, bald erheblichen Krach, wie fast überall, wo Paracelsus sich nicht nur ganz vorübergehend zeigte. Einige seiner Biographen weisen wenigstens darauf hin, dass er eine öffentliche Disputation mit einem gewissen *Wendelinus* gehabt haben soll, in der, nach einem Spottgedicht, das später in Basel gegen ihn umging, Theophrast unterlag und Wendelin

"grösser als er" bestanden hätte. Wie das mit dem dubiosen Wendelin nun immer gewesen sein mag, auch in Strassburg währte der Aufenthalt des unrastigen Paracelsus nicht lange. "Er scheint dort bei den Ärzten Opposition erregt zu haben", heisst es kurz und bündig in *Albrecht Burckhardts* "Geschichte der medizinischen Fakultät zu Basel", – und auf die altehrwürdige Humanistenstadt am Rhein müssen wir nun unsere Blicke richten, weil dort sich jetzt die erstaunliche, aber leider tragisch endende Wendung im Geschick unseres Helden vollzieht . . .

Die rührige Basler Zeit

Wir wissen heute aufgrund der neuerdings aufgefundenen Aufzeichnungen *Nikolaus Gerbels*, eines seiner Strassburger Patienten, der über jeden Arztbesuch vom 19. Dezember 1526 bis zum 26. Februar 1527 peinlich genau Buch geführt hat, dass sich Paracelsus zwischen dem 14. Januar und dem 24. Februar 1527 sechs Wochen lang absentiert und Strassburg endgültig am 26. Februar verlassen hat. In jener Zeitspanne muss ihn ein Notruf aus Basel erreicht und ans Krankenbett des in ganz Europa berühmten Buchdruckers und Verlegers *Johannes Froben* geführt haben, der, wohl an den Folgen einer Apoplexie leidend, auf den Tod darniederlag. Froben war an einem Fusse fast vollständig gelähmt (Paracelsus diagnostizierte eine "paralysis inferior"), zudem soll eine gangränöse Entzündung gedroht haben. Die Basler Ärzte.waren am Ende ihrer Kunst und empfahlen eine Amputation. Doctor Theophrastus aber hatte mit seiner Therapie Erfolg: "er wusste – so berichtet der darob begeisterte Erasmus in einem Briefe – die Schmerzen des Kranken soweit zu lindern, dass sie erträglicher wurden und ihn wieder essen und schlafen liessen. Bald darauf war er wieder soweit hergestellt ("rehabilitiert", könnte man heute sagen), dass er noch zweimal zu Pferd an die Buchhändlermesse nach Frankfurt reisen konnte". *Erasmus von Rotterdam*, der "Fürst der Humanisten", vergalt Paracelsus die Rettung des Freundes dadurch, dass er, zusammen mit dem Kirchenreformator *Oekolampad*, beim Basler Magistrat die Wahl des – wie er ihn zu nennen beliebte – "in der Heilkunde erfahrensten Doctor Theophrastus aus Einsiedeln" zum Stadtarzt und Professor an der Universität durchsetzte. Das war im Frühjahr 1527, als gerade wieder eine schwere Pestepidemie zu Ende gegangen war und der Streit um die Reformation hin und her tobte. Die Bürgerschaft war in ihrer Mehrzahl für die neue Lehre, die Universität dagegen hielt am alten Glauben fest. Und nun erschien Paracelsus, wie Burckhardt sagt, diese interessante und später so berühmte Persönlichkeit und erschütterte in der ohnehin schweren Zeit die medizinische Fakultät besonders stark. Aus eigener Machtvollkommenheit hatte ihm der Rat der Stadt die Würde und Verpflichtung eines ordentlichen Professors der Medizin verliehen, ohne zuvor die Zustimmung der Fakultät einzuholen; offenbar war dies in aller Stille und ohne es ver-

traglich festzulegen mit ihm abgemacht worden. Und Paracelsus, der im guten Glauben war, rechtmässiger Stadtarzt und Ordinarius der medizinischen Fakultät zu sein, begann zu praktizieren und im Collegium zu lesen. Da legte die Fakultät ihr Veto ein, verbot ihm die Benützung des medizinischen Hörsaals und focht überhaupt seine Befugnis zur Ausübung der ärztlichen Tätigkeit an. Formal war die Fakultät durchaus im Recht. Nach ihren vom Staat anerkannten Statuten hatte jeder auswärts promovierte Doktor, um dozieren zu können, sich in die Matrikel einzutragen, seine Diplome der Fakultät vorzulegen und seine Kenntnisse durch eine Disputation zu beweisen. Im Grunde war allerdings ihre Opposition eine Rechthaberei, da die Fakultät die Anstellung durch den Rat und damit wenigstens die Befugnis zur Ausübung der Praxis nicht bestreiten konnte. Paracelsus wäre aber zweifellos die Lösung des ganzen Konfliktes gelungen, wenn er sich vorschriftsgemäss verhalten und sich der Universität und Fakultät regelrecht inkorporiert hätte. Statt dessen glaubte er sich solchen Aufnahmeformalitäten nicht erst unterziehen zu müssen und unterliess es, sich bei Rektor und Dekan zu melden. Eigenwillig veröffentlichte er am 5. Juni ein lateinisches Flugblatt, 'Intimatio' oder "Programma" genannt, in dem er die Welt von seiner Lehrtätigkeit und seinen Reformbestrebungen in Kenntnis setzte, die nicht nur einer allgemeinen Erneuerung der Heilkunst, sondern auch der Reorganisation des medizinischen Unterrichts galten; und am 24. Juni verbrannte er als Zeichen seiner bedingungslosen Ablehnung veralteter Autoritäten ein traditionelles Medizinkompendium im Johannisfeuer, auf dass – wie er sagte – "alles Unglück in Rauch aufgehe". Dieser ketzerische Akt sowie die unerhörten Unterrichtsmethoden des sonderbaren Gelehrten, der statt auf lateinisch, wie man es gewohnt war, meistens auf deutsch dozierte – beides trug ihm den Übernamen *"Lutherus medicorum"* ein –, führten zu heftigen Zusammenstössen mit den an der Tradition festhaltenden Kreisen von Hochschule und Behörden.

Im Oktober verbrachte er einige Ferientage in Zürich mit Freunden und Studenten und erfuhr nach seiner Rückkehr, dass sein bester Freund und vermeintlich geheilter Patient Froben plötzlich gestorben war. Seine Feinde frohlockten, denn der Prestigeverlust erschütterte seine Autorität und bot ihnen Stoff zu gehässigen Verleumdungen. Vollends unmöglich machte man ihn durch öffentlichen Anschlag eines Pamphlets mit der Überschrift: 'Manes Galeni adversus Theophrastum sed potius Cacophrastum', d. h. "Die Manen des Galenus gegen Theophrastus oder richtiger Cacophrastus, den Dreckredner". Das in verhältnismässig eleganten lateinischen Distichen und nicht ohne Witz abgefasste Spottgedicht nannte ihn einen "Vappa", was etwa einem Windbeutel, Schwindler oder Scharlatan gleichkommt, erklärte ihn für unwürdig, dem Hippokrates das Nachtgeschirr nachzutragen, machte sich über seine Vorlesungen lustig, in denen er nur zusammengestohlenes Zeug verzapfe und riet ihm von der Unterwelt aus, sich an einem

Strick aufzuhängen. Gegen diese Schmähung erhob Paracelsus energisch aber fruchtlos Einspruch beim Stadtrat. Die darin ausgesprochene Drohung, wenn man ihm nicht durch strenge Bestrafung der Schuldigen Genugtuung verschaffe, könne er bei seinem hitzigen Gemüt nicht garantieren, dass nicht etwas Ungeschicktes geschehe, lässt erkennen, wie sehr der Zorn in ihm kochte. Bei einem sich allzubald ereignenden neuen Anlass liess er ihm denn auch höchst unverständig freien Lauf. Dieser Schlussakt in der Basler Tragödie gipfelt in der Klage wegen einer Honorarforderung. Es war nicht das erste und auch nicht das letzte Mal, dass der gegen Arme so freigebige und mildtätige Paracelsus mit reichen Leuten wegen seiner Bezahlung, seines "Lidlohns", wie er sie nannte, in Streit geriet. Kurz vor der Basler Zeit hatte ihm der *Markgraf Philipp von Baden*, den er an einer Dysenterie behandelt hatte, sein Honorar verweigert. In Esslingen und Amberg war er ebenfalls von reichen Bürgern darum geprellt worden. In Basel gab der schwerreiche Kanonikus *Cornelius von Lichtenfels* Anlass zur Klage. Der litt seit geraumer Zeit an heftigen Magenschmerzen und hatte ihm, wenn er ihn davon befreie, hundert Gulden versprochen. Die Heilung gelang rasch und gut, aber statt der versprochenen hundert Gulden schickte ihm der Domherr nur deren sechs. Paracelsus wandte sich an das Gericht, aber dieses lehnte seine Beschwerde ab. Juristisch scheint es sich darum gehandelt zu haben, ob ein bindendes Versprechen gegeben, ein eigentlicher Vertrag zwischen Arzt und Patient abgeschlossen worden sei, oder ob der Domherr in seiner Not nur so dahergeredet und Paracelsus dessen Worte irrigerweise ernstgenommen habe. Hundert Gulden bzw. hundertfünfundzwanzig Pfunde waren für die damalige Zeit ein enormer Betrag, und wenn auch die Nichteinhaltung seines Versprechens als eine schäbige Handlung dem Domherrn angerechnet wurde, so war doch die öffentliche Meinung nicht für Paracelsus. Er aber liess sich in seiner Wut zu den ärgsten Schimpfereien in Wort und Schrift hinreissen, liess, wie er später selbst bekannte, "viel böse Zettel fliegen", so dass sich "in der Stadt ein Sturm gegen ihn erhob". Man sprach von seiner Verhaftung, und seine Freunde rieten ihm besorgt, sich in Sicherheit zu bringen. Ende Januar 1528 floh er deshalb bei Nacht und Nebel nach Colmar im Elsass. Und damit hatte sich das Glück endgültig von ihm abgewandt.

Flucht nach Colmar, weiter nach Nürnberg

Bis Spätsommer 1528 blieb er in Colmar bei Freunden. Dann zog er, oft noch von Schülern begleitet, praktizierend und chemisierend, weiter nach Nürnberg, wo er seine Bücher über die "Franzosenkrankheit" (so nannte man damals die Syphilis) und andere Schriften in Druck geben wollte. Dies unterblieb jedoch, wie es heisst, auf Intervention der Fugger, die vor allem mit dem als Hauptmittel gegen die furchtbare Seuche gepriesenen Guajakholz aus Westindien, vor dem Paracelsus eindring-

lich warnte, ein schwunghaftes Geschäft betrieben, das sie durch ihn gefährdet sahen.

Damals vollendete Paracelsus das 'Buch Paragranum', die grosse Rechtfertigungsschrift seines auf vier Grundwissenschaften wie auf vier Säulen ruhenden Lehrgebäudes; die erste nennt er "Philosophie" (worunter wir uns die Erkenntnis aller Naturgeheimnisse vorzustellen haben), die zweite "Astronomie" (das bedeutet bei ihm, abweichend von der gewöhnlichen Nomenklatur, tiefstes Wissen um die Zusammenhänge von Mikrokosmos und Makrokosmos, wovon wir schon gesprochen haben), die dritte ist "Alchimie" (d. h. chemische Heilmittelgewinnung) und die vierte schliesslich repräsentiert die "Tugend", das ärztliche Ethos, die selbstlose, opferfreudige, allzeit hilfsbereite Gesinnung.

St. Gallen, Bad Pfäfers

Nun versuchte der Heimatlose noch einmal sein Glück in der Schweiz: 1531 zog er nach St. Gallen, wo der Humanist *Joachim von Watt*, genannt Vadian, als Bürgermeister und Stadtarzt regierte. Paracelsus wohnte dort im Haus "Zur Wahrheit" seines Patienten *Christian Studer*, mit dessen Schwiegersohn *Bartholomäus Schobinger* er eifrig alchimistische Studien betrieb, die aber nicht eitlem Goldmachen, sondern der Gewinnung heilkräftiger Arzneien galten. In St. Gallen hat Paracelsus auch seine Schriften um ein wesentliches Werk bereichert: das 'Opus Paramirum' von den Krankheitsursachen, dessen Handschrift er Vadian widmete, von dem er Förderung und Unterstützung erhoffte. Es war ein Fehlschlag, und enttäuscht kehrte Paracelsus der Gallusstadt den Rücken. Weltmüde, wie seinerzeit in Salzburg mit vorwiegend religiösen und sozialen Problemen ringend, durchstreifte er jetzt heilend und predigend – wie man annimmt – das Appenzellerland. Genaueres über seinen damaligen Aufenthalt weiss man nicht. Seine revolutionären, vor allem kirchenkritischen Äusserungen mögen ihn erneut zur Flucht gezwungen haben, denn schon 1534 ist er wieder unterwegs: in Innsbruck, Sterzing und Meran, wo derzeit die Pest wütete. Über Meran zog er – wie *Wilhelm Martin Zinn* in seinem sehr lesenswerten Aufsatz "Geschichtliches um die Pfäferser Therme" berichtet, der 1977 in den Nova Acta Paracelsica erschienen ist – ins Veltlin und wanderte später über die Bernina-Strasse nach St. Moritz. Von hier aus muss er wohl über Reichenau und den Kunkelspass ins Taminatal gekommen sein. 1535 untersuchte er die Heilquellen im alten Kloster Pfäfers und verfasste für den Fürstabt *Johann Jacob Russinger* nicht nur ein ärztliches Gutachten, dessen Originalhandschrift (im Stiftsarchiv St. Gallen) erhalten ist, sondern auch die berühmt gewordene Bäderschrift 'Von dem Bad Pfeffers', die das früheste Zeugnis der wissenschaftlichen Balneologie darstellt. Ich will hier dem Referat von Frau *Rosemarie Dilg-Frank* nicht vorgreifen; sie wird sich im Rahmen unserer Paracelsus-Tagung

ausführlich mit "Paracelsus in Pfäfers und der Badeliteratur im 16. Jahrhundert" befassen. Wir merken uns hier nur, dass in des Paracelsus Fussstapfen in Pfäfers eine lange Reihe von Bade- und Kurärzten ihr segensreiches Wirken entfaltet haben, das seit 1969, als der medizinische Betrieb im alten Bad eingestellt wurde, unter der Leitung von Dr. *Zinn* in Ragaz und in der 1970 eröffneten modernen Rheuma- und Rehabilitationsklinik Valens Triumphe feiert.

Die letzten Jahre

Lange hielt es aber Paracelsus, der dafür Bahnbrechendes geleistet hatte, nicht mehr auf Schweizer Boden; unstet durchwanderte er das deutsche Alpengebiet (1536 brachte er in Ulm und Augsburg sein medizinisches Hauptwerk zum Druck: 'Die grosse Wundarznei', die er König Ferdinand I. von Habsburg widmete) und zog weiter nach Mähren, wo das zweite gewaltige Werk dieser Jahre, die 'Philosophia Sagax' (oder scharfsinnige bzw. hellsichtige Philosophie), entstand. Über Pressburg ritt Paracelsus jetzt nach Wien zu König Ferdinand I., der ihm zwar huldvoll Audienz gewährte, aber die zugesicherte Unterstützung schuldig blieb. Verbittert zog er sich darauf in seine zweite Heimat Kärnten zurück, wo inzwischen sein Vater verstorben war. Den in Klagenfurt tagenden Landständen widmete er drei seiner letzten Schriften; im Hinblick auf das von ihnen erhaltene (aber – sage und schreibe – bis 1955! ebenfalls unerfüllt gebliebene) Druckversprechen liess er sich 1538 und 40 von einem Kupferstecher porträtieren: es sind die einzigen authentischen Bildnisse, die man von ihm besitzt. Da berief ihn der Salzburger Bistumsverweser *Herzog Ernst von Bayern* zu seinem Leibarzt. Noch im Jahre 1540 traf Paracelsus, allerdings früh gealtert und bereits todkrank, in Salzburg ein; ehrenvoll *empfing* ihn jetzt die Stadt, die er einst als Flüchtling *verlassen* musste. Aber schon am 24. September 1541 starb er dort, kaum achtundvierzig Jahre alt. In philosophischer Ruhe und Gottergebenheit hatte er seine letzten Anordnungen getroffen und in der Herberge "Zum weissen Ross" sein Testament diktiert, in dem er all sein Hab und Gut – mit Ausnahme eines Legates an einen befreundeten Wundarzt und Überlassung etlicher Bücher an einen andern – "arm, elend dörftig Leut" überliess, "die dann kein Pfründ noch ander Fürsehung haben." Das Besthaupt allerdings, das Mortuarium als Zins des Todes und der Zugehörigkeit des Verstorbenen, ein silberner Becher, gelangte, wie eingangs berichtet wurde, an das Stift Einsiedeln. In Erfüllung seines letzten Willens wurde Paracelsus in Salzburg auf dem Armenfriedhof zu St. Sebastian beigesetzt.

Gewiss war auch Paracelsus – nachdem wir jetzt einigermassen wissen, was es mit seinem Leben und Wirken für eine Bewandtnis hat – "ein Mensch mit seinem Widerspruch", wie *Conrad Ferdinand Meyer* seinen Hutten bekennen lässt. Worin er aber uns Heutigen, selbst nach einem halben Jahrtausend, das uns von ihm trennt, vorbildlich sein kann, ist – so scheint mir – die Lauterkeit seiner Gesinnung (hinter allem, was er tat, selbst da, wo er irrte, spürt man ein starkes positives Wollen und eine ehrliche gottesfürchtige Absicht des Helfens), die Besessenheit seines Suchens und die Unerschütterlichkeit seines Glaubens an das Gute im Menschen. Das gilt es im Auge zu behalten, wenn wir uns nun abschliessend noch der Frage nach der Bedeutung des Paracelsus für die Nachwelt zuwenden wollen.

Seit den Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden Quellenforschungen beginnt sich der Nebel böswilliger Gerüchte zu lichten, die das wahre Antlitz des Paracelsus entstellt und von ihm das Zerrbild eines Scharlatans oder mit unheimlichen Kräften begabten Magiers überliefert haben, und allmählich bricht sich die Erkenntnis Bahn, dass er – vor allem als Wegweiser und Wegbereiter – der Forschung wertvolle Impulse gegeben hat. Gewiss ist ihm auch – worüber sich seine Kritiker freuen – manches aus zeitgebundener Sicht in die Feder geflossen, das dem Urteil der Jahrhunderte nicht standgehalten hat. Andererseits verfallen seine Anhänger und Bewunderer gern ins andere Extrem und feiern ihn auf vielen Gebieten als Vorläufer und Bahnbrecher, indem sie die Errungenschaften unseres modernen Denkens retrospektiv auf ihn zurückprojizieren, dabei allerdings vergessen, dass die heutige Naturtheorie auf ganz anderen Postulaten fusst als die seinige.

Wir müssen uns bemühen, wie es der Strassburger Philosoph *Lucien Braun* fordert, Paracelsus in seiner Zeit zu verstehen, d. h. in einer Zeit, da Wissenschaft noch "Weltwissen" war, denn was wir heute Wissenschaft nennen, ist längst kein Weltwissen mehr in seinem Sinne. Paracelsus verwirft die *toten* Begriffe und rückt der *lebendigen Natur* zu Leibe. Es genügt ihm nicht, Stoffe zu finden, nein, weit tiefer "ergründet" er die Erscheinungen der Welt: er sucht die in ihr waltenden *Kräfte*. "Nicht nur um das Fassbare, Feste, nicht um die Stoffe allein geht es ihm", sagt *Franz Baumer*, "sondern mehr noch um das 'Leben', das sie durchpulst", Leben im Sinne der tiefinnersten Wirkungskräfte der Natur. Nur wer diese kennt und sie richtig anzuwenden weiss, kann heilen. Deshalb – so lehrt Paracelsus – müssen die Ärzte wissen, "woher das Zinn, woher das Kupfer, das Gold, das Eisen wächst und wie es wächst und was ihm zustossen (d. h. begegnen, widerfahren) kann"; denn auch die Metalle und Mineralien sind für ihn nicht tot, irgendwie sind sie entstanden, wandeln und verändern sich und können in ihrem Wesen beeinträchtigt und beeinflusst werden. Erst viel spätere Zeiten, vor allem die moderne

Atomphysik, haben diese Wandelbarkeit und dieses innere Leben der Stoffe wieder entdeckt. Paracelsus fordert (ich zitiere ihn): "*Das* soll ein Arzt wissen, was schmilzt im Blei. Was ist das, das im Wachs zergeht? Was ist das, das im Diamant so hart ist? Und was ist das, das im Alabaster so weiss ist? Wenn er das weiss, vermag er zu sagen, was das sei, das ein Geschwür macht, was einen Karbunkel macht, was die Pest macht usw." Dieses Forschen nach den *verborgenen* Gründen und dem *Wesen* der Dinge reicht über den Raum der Medizin hinaus. Im Suchen des Paracelsus liegt schon die faustische Sehnsucht nach Wahrheit, der Drang nach Erkenntnis dessen, "was die Welt im Innersten zusammenhält", wie sie dreihundert Jahre später in Goethes Werk Gestalt geworden sind. Es ist aber nicht die schwarze Kunst des Doktor Faust, der Paracelsus sich ergibt, sondern die lichte, die heilende, die nichts anderes ist als der demütige Einblick in die tiefen Abgründe der Natur und des Geistes. Und er gebraucht sein Forschen und Wissen allein zu Nutz und Wohlfahrt seiner Mitmenschen. So kümmert er sich nicht nur um die verschiedenen Erze im Erdinnern, ihre Entstehung, ihre Gewinnung und Verwertung, sondern auch um die Wirkung der Metalldämpfe auf die Bergleute, und erörtert erstmals gewerbehygienische Massnahmen zur Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse. Triebfeder seines ärztlichen Handelns ist hier und überall das, was ihm im sogenannten "Spitalbuch" – einer seiner eindrücklichsten Schriften – den wunderschönen Satz eingab: "Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe". Damit hat Paracelsus das, was er als vierte Säule seines Lehrgebäudes postulierte und beim vollkommenen Arzte voraussetzte, die *Tugend*, illustriert, dasjenige nämlich, was den Menschen befähigt, aus der göttlichen Natur seines Wesens heraus der grössten Geheimnisse teilhaftig zu werden. Mit seiner Tugendlehre ist Paracelsus der Künder einer unvergleichlich hohen Ethik des Arztes geworden, die aus dem Gefühl der Demut und des Glaubens erwächst. Es ist erschütternd zu wissen, dass ein Gedanke wie der folgende von Paracelsus in einer Zeit niedergeschrieben worden ist, da er sich selbst nicht nur äusserer, sondern auch tiefer innerer Not bewusst war: "Es gibt niemanden, von dem grössere Liebe des Herzens gefordert wird, als vom Arzte".

In einem bedeutenden Aufsatz mit dem Titel "Der Arzt als Zeuge des Lebens" hat sich *Heinrich Schipperges* kürzlich im "Gesnerus" auch zum Arzt-Patienten-Verhältnis in der Sicht des *Paracelsus* geäussert. Dieser habe – sagt er dort – die Meinung vertreten, dass es "zu allen Zeiten schon zweierlei Sorten von Ärzten gegeben habe, 'solche, die aus Liebe handeln, und solche, die ihren Eigennutz betreiben'. Die ersteren nennt Paracelsus "Lammärzte", und dies im Hinblick auf Johannes den Täufer, der wiederum auf Christus hinwies, das "wahre Lamm", auf den "Christus Medicus". 'Denn wie ein Lamm und Schaf soll der Arzt sein, der da von Gott ist: Wie ein Wolf aber ist der, der wider Gott seine Heilkunst gebraucht.' Das sind jene "Wolfsärzte", die sich verhalten wie

reissende Wölfe: 'Sie schneiden aus Lust, rein zur Vermehrung ihres eigenen Nutzens und verachten das Liebesgebot.' Sie arzneien, obwohl sie genau wissen, dass sie nichts können. ' Und wie ein Schaf in des Wolfs Rachen, also sind diese Kranken in des Arztes Hand.' Was nun das Verhältnis des Therapeuten zu seinem Klienten betrifft, geht Paracelsus so weit, dass er fordert: Ein Arzt soll seinem Patienten nachbarlich zugetan sein, ja *ehelich* verbunden sein. Er soll ihn Tag und Nacht vor Augen haben und bedenken, dass er berufen ist, die Not zu wenden. Daher liegt auch – so Paracelsus – an einem Arzte mehr als an allen übrigen Fakultäten. Nach ihm erst kommt der Theologe, der um den Leib wissen soll, ehe er das Heil predigt. Danach erst der Jurist, der diese edle Kreatur nicht wie eine Sau betrachten und wie ein Kalb verurteilen soll, danach erst der Lehrer, der um das göttliche Bild im Menschen wissen muss, das er zu bilden hat. Die Medizin ist deshalb der Exponent aller Fakultäten: Sie ist der 'Eckstein der Universität'! Wo auch gäbe es – schliesst Paracelsus – noch etwas Wichtigeres auf Erden, als dass man seinem Nächsten Liebe erweist, indem man seine Schmerzen und sein Leiden lindert durch die 'Kraft der Arznei'? Und weiter: ' Das grösste Perlein und der edelste Schatz ist die Heilung, so in der ganzen Heilkunst vermittelt wird, und es ist nichts auf Erden, das grösser sei, als die Kranken zu heilen.' Paracelsus bringt dieses Grundverhältnis auf die Formel: 'Selig der Kranke, dem Gott zufüget seinen Arzt'."

Vor wenigen Monaten hat der Südwestfunk Baden-Baden dem Paracelsus eine längere Sendung gewidmet. Im Anschluss an das Hörspiel "Der Wunderdoktor mit dem Henkersschwert" von *Thomas Lehner* wurde u. a. ein Interview mit *Eduard Seidler*, dem Freiburger Ordinarius und Direktor des dortigen Instituts für Geschichte der Medizin, ausgestrahlt, in dessen Verlauf auch die Frage nach dem Bleibenden und Unvergänglichen des Paracelsischen Erbes aufgeworfen wurde. Lassen Sie mich aus diesem Gespräch einige Gedanken setzen, die sie sehr schön zusammenfassen und ergänzen. Prof. Seidler sagte da etwa u. a.: "Paracelsus hat – und das haben schon die Zeitgenossen erkannt – ein so umfangreiches und vielschichtiges Gedankengebäude hinterlassen, dass man eigentlich seit seinen Lebzeiten nie aufgehört hat, sich mit ihm zu befassen. Man hat, um ein Beispiel herauszugreifen, bereits im 17. Jahrhundert eine ganze Gedankenrichtung in der Medizin auf ihm aufgebaut; man nannte das die Iatrochemie (wonach die Vorgänge im gesunden und kranken Körper sowie die Wirkungen der Heilmittel auf chemische Prozesse zurückzuführen seien) . . . , und wir wissen ja, dass Paracelsus auf diesem Wege durchaus auch im Sinne einer Modernisierung von Methode und Theorie chemische Prozesse in die Arzneimittelwissenschaft eingeführt hat. Auf der anderen Seite war der Paracelsus immer ein grosser Beunruhiger in der Medizin. Eigentlich haben die meisten medizinischen Richtungen immer ein Stück von ihm beanspruchen können und verwertet, z. B. die Romantiker, z. B. die Homöopathen, z.

B. die Naturheilkundebewegung des 19. Jahrhunderts; – einer der sogenannten 'Väter' von irgendwas ist er aber sicher nicht. Er ist viel *mehr*, er ist ein für uns heute nach wie vor nur sehr schwer zu begreifender Berg, in den bisher einige Stollen getrieben worden sind. Begriffen haben wir den Paracelsus wahrscheinlich bis heute noch nicht . . . Paracelsus hat in der Tat für die Therapie einige wichtige Denkfiguren hinterlassen, wenn man z. B. nur an seine Warnung denkt, dass eigentlich die Dosis ausmache, ob etwas ein Gift sei oder nicht, dass viel *mehr* Dinge giftig wirken auf den Körper als wir meinen. Dann z. B. seine Suche nach spezifischen Arzneimitteln für bestimmte spezifische Erkrankungen. Auf der anderen Seite wieder seine ganz alte Suche nach einer Art Allheilmittel, nach dem Arkanum, was man dann wieder mystisch ausgedeutet hat. Er ist ein Mann, der versucht hat, aus allem, was die Natur bietet und anbietet, das herauszusuchen, was dem Menschen – übrigens nicht nur in kranken, sondern auch in gesunden Tagen – gut tut. Und in*so*fern und auch aufgrund seiner Lebensgeschichte, weil er nämlich unter dem Volk gewirkt hat, das ja damals nicht durch *Ärzte* versorgt war, ist sicher . . . das Bild des Paracelsus haften geblieben als das eines im Volk nicht gerade Wunder wirkenden, aber eminent therapeutisch wirksamen Mannes. Man muss wissen, dass die Arztdichte zu dieser Zeit relativ gering war. Die, die von den Universitäten abgingen, die blieben in der Nähe, die blieben als Stadtärzte da, die blieben als Hofärzte bei den Bischöfen, bei den Fürsten. Das Volk war therapeutisch im Prinzip von denen nicht versorgt. Dort gab es eine Vielzahl von Heilern, von Kräuterweibern, von erfahrenen Pflegepersonen, von Chirurgen, den eigentlichen Therapeuten, und wenn sie die Stadtmauer durchschritten hatten, fanden sie praktisch keinen Arzt mehr, so dass also ein Mann wie Paracelsus, wenn er sich auf die Wanderschaft begab, natürlich in den Augen des Volkes als der grosse wundertätige Heiler erschien, und der Ruf eilte ihm voraus, und er hatte keine Konkurrenz. In*so*fern fühlte er sich auch dort viel eher zu Hause, viel eher bestätigt, ein Mann der Praxis, der er war, – und von *da* her sind auch im Volk die Erinnerungen an ihn bis heute . . . lebendig geblieben. Er war kein Mann der Hochschule, umgekehrt: die Hochschule war für ihn noch nicht reif."

Thomas Lehner stellte sodann Prof. Seidler die Kernfrage, was denn die heutigen Ärzte von Paracelsus lernen könnten? Paracelsus habe doch immer nach dem "Grund" der Dinge gefragt. Ob das nicht etwas sei, das wir heute in unserer Spezialisiertheit, in unserem Detailwissen, unserem eminenten Detailwissen aus dem Auge verloren haben? Könnte dort vielleicht die Botschaft von Paracelsus liegen, die heute wieder sehr aktuell ist? Eduard Seidler meinte dazu: "Ich sehe an diesem Punkt fast eine deutliche Übereinstimmung in der Zeitsignatur zwischen der Zeit des Paracelsus und unserer heutigen Zeit. Der Paracelsus hat in einem Zeitpunkt versucht, wo die Ordnung der Dinge sichtbar zusammenbrach – die alte mittelalterliche Ordnung des Gefügtseins von Welt

und Kosmos und Glaube brach zu seiner Zeit zusammen – er hat versucht, in dieser Situation aus den Grundelementen menschlichen Denkens und Seins noch einmal ein geschlossenes Weltbild zu konzipieren. Wir sind in unserer Zeit wohl auch an einer Art von Ende einer Konzeption angelangt, nämlich der Konzeption, dass man alles auf einem bestimmten wissenschaftlichen Wege und aus einem bestimmten Ansatz heraus erklären könne. Auch wir sind genötigt, die ganzen Erkenntnisse, die wir auf diesem Wege gewonnen haben, neu zu ordnen, eigentlich für eine neue Art von Fortschritt zur Verfügung zu stellen, uns zu bemühen, auf unsere Weise auf den "Grund" zu kommen. Auf der einen Seite *unbedingt* forschen und *unbeirrt* suchen, bis man auf den "Grund" kommt, und auf der anderen Seite akzeptieren, stehen lassen, annehmen, sehen, erfahren, was an einen herankommt. Diese beiden Dinge – wenn man so will, das alte Bild von Theorie und Praxis, das Paracelsus ja auch so oft benutzt: 'theorica' und 'practica' –, *das* in einer ausgewogenen Weise zu einem Ganzen zu bringen, was man immer nur versuchen kann, nie erreichen wird, das würde ich als die weiterwirkende und grundsätzliche Botschaft auch eines Paracelsus ansehen."

Der Exodus der Elementargeister

von Erwin Jaeckle*

Aber das sollen jhr wissen/dass grosse ding auss solchen Leuthen [den Elementargeistern. D. Verf.] *erwachsen/die dem Menschen grosse Spiegel vor seinen Augen solten seyn.*

Es überrascht uns, wenn wir inne werden, dass es kaum eine ernste Paracelsuswürdigung gibt, die nicht mit warmem, aber ratlosem Staunen aus dem *Liber de Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salamandris, et de Caeteris Spiritibus: Theophrasti Hohenheimensis* jene berühmten Sätze anruft: "Seliger ist es zubeschreiben die Nymphen/dann zubeschreiben die Orden: Seliger ist zubeschreiben den Ursprung der Rysen/dann zubeschreiben die Hoffzucht: Seliger ist zubeschreiben Melosinam, dann zubeschreiben Reütterey/und Arthellerey: Seliger zubeschreiben die Bergleut/under der Erden/dann zubeschreiben Fechten und Frawan dienen."

"Selig und mehr denn selig" ist für Paracelsus auch der Mann, der die Armut lieb hat, weil Gott sie ihm in Gnaden schenkte; "Seliges" zu schreiben, ist viel, mehr noch "des seligen Lebens Wandel". Unter "selig" versteht Theophrast das Entzücken eines Geborgenen, makarios, erweiterte Preisungen der Bergpredigt.

Jenes hilflose Verstummen vor der Seligpreisung dessen, der sich begeistert den Nymphen zuwendet, kennzeichnet die Tatsache, dass uns die Elementargeister heute verlassen haben; es vergegenwärtigt verlegen die Verluste, die wir eingegangen sind und siegelt unser bestürzendes Schicksal.

•

Die Elementargeister begleiteten Paracelsus während seines ganzen Lebens. In dem frühen *Buch von der Gebärung der empfindlichen Dinge in der Vernunft*, das um 1520 entstanden sein dürfte, verspricht der Autor, "von unserer welt als de aeris . . . von nymphis als von wasserischen . . . von zwergen als von den montanischen" und "von den vulcanischen als den im feur wonenden" zu handeln. In den Zwanzigerjahren des 16. Jahrhunderts geistern dann die seltsamen Wesen durch die Bücher *De generatione hominis, De vita longa, De gradibus et compositionibus receptorum et naturalium*: und sie irrlichtern selbst in der *Auslegung über ettliche Figuren Johann Lichtenbergers*, der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zuvor im Kreise St. Wendel bei Trier als Astrolog tätig gewesen war. Sie tauchen ferner in der Schrift *De meteoris* als

* Vortrag, gehalten am 20. Oktober 1985 in Zürich

lebendige Kreaturen und 1530 im Buch *Paragranum*, in den *Büchern von den unsichtbaren Krankheiten*, in den *Drei chirurgischen Büchern* wie 1537 in der grossartigen *Astronomia magna oder die ganze philosophia sagax der grossen und kleinen Welt* auf, zu deren Umkreis auch die Schrift *Quinque philosophiae Tractatus* gehört. Der zweite darin handelt von der "Gebärung und Erhaltung der vier elementischen Körper". Er gibt der Luft als vornehmstes Element ersten Rang, weil sie augenscheinlich das Feuer, das auch das Leben durchwaltet, entfacht. Nichts, beteuert Paracelsus, vermag ohne sie zu leben, und was Luft atme, besitze das Leben.

Das fünfte Kapitel des ersten Buches der *Philosophia sagax* evoziert unter den zehn membra der himmlischen astra, also der scientiae aethereae, die Elementargeister als "inanimatum" und führt wenige Seiten darnach deren Art im einzelnen aus. Es geht um Menschen, die der Seele entbehren. Sechserlei von ihnen gebe es: die Wasserleute, die Riesen, die Bergleute, die Luftgeister, die Feuerleute und die Schrätlein. Ihrer vier wohnen in den Elementen. Sie werden von jenen gigantes und umbragines begleitet, die wie die Menschen hausen. Sie alle sind ohne irdischen Urstoff und daher nicht kreatürlich. Die Seele gehört, in die Quintessenz gegossen, Gott an.

Nachdem Paracelsus die unbeseelten Geister vorgestellt hat, verheisst er, in der "probatio" des selben Bandes weitere Aufklärung zu geben. Er bezeichnet dann allerdings diese "probatio" später, da sie weder zu den "artes" noch zu den "scientiae" gehöre, als "dono inanimatorum", dies, weil "die Natur an sich selbst ohne andere Künste" handle. Er begründet sie sorgfältig, indem er darlegt, wie "die umbragines, die gnomi, die gigantes, aber auch die silvestres und vulcanales geboren werden". Obzwar sie nicht aus dem Blute Adams seien, gäben sie sich wie Menschen, denn auch sie seien wunderbarlich von Gott geschaffen worden. Ohne zu ertrinken, lebten sie wie die Fische im Wasser; sie schlüpften durch die Berge und erstickten nicht, flögen wie die Vögel durch die Luft und streiften durch die Wildnis. Solchergestalt seien sie immer und immer wieder gesehen worden. Ihre Geburt geschehe "ex contrario, ex incongruo". So würden sie nicht erlöst und hätten den Geboten nicht zu gehorchen. Bekämen sie Kinder, so besässen diese die Seele ihres menschlichen Vaters, der dem Firmament über den Elementen angehöre. Verbänden sich die Elementargeister so den Menschen, so träten sie leibhaft auf, seien aber tödlich verloren. Sie atmeten und nährten sich wie Menschen, seien wie sie begabt, ja überaus geschickt. Die "probatio" reiche nicht aus, dies zu erläutern; der zweite Band aber werde in der "practica" nichts vergessen.

Tatsächlich nimmt sich dann das fünfte Kapitel des "anderen Buches" der Unbeseelten erneut an, indem es sich der grossen Kluft zwischen den seelenlosen und den beseelten Geschöpfen versichert. Jene gleichen den Menschen zwar, doch seien sie keine solchen. Ähnlich glei-

che der Mensch den Engeln, ohne englischen Wesens zu sein. Um der Seele willen sei Christus am Kreuz gestorben. Daher könne denn die Seele auf Erden vom Leib, mit dem sie eins sei, geschieden werden. Den Auferstehenden aber werde der Heilige Geist zum Leib. Darin seien die Söhne des Allerhöchsten göttlich, Bildnis des Herrn und himmlische Kreatur.

In jener höchst fruchtbaren Zeit um 1537, den Tagen von Mährisch Kromau, Pressburg, Wien und Villach also, entwirft Paracelsus die neun Bücher *De natura rerum* als magia naturalis. Wenn diese auch nicht in seiner Handschrift vorliegen, so trägt doch jede Stilgebärde seine unverkennbare Klaue.

Im neunten Buch wird berichtet, dass in den Höhlen der Berge einige hundert Jahre lang Riesen und Zwerge gehaust hätten, "davon *wir* ein sonder libell geschriben" haben, so dass die Entstehungszeit des *Liber de Nymphis* wohl zwischen die *Philosophia sagax* und die Bücher der *Magia naturalis* angesetzt werden muss. So wie der Hohenheimer in der *Philosophia sagax* den Leser sorglich und nachdrücklich von Stelle zu Stelle verweist, hätte er wohl auch des "sonder libells" gedacht und es angekündigt, wenn dies schon vorgelegen hätte. Mit ihm krönt Paracelsus nämlich sein lebenslanges Gespräch mit den Elementargeistern.

Das *Liber de Nymphis* erschien erst lange nach dem Tode Theophrasts: ein erstes Mal 1566 in Schlesisch Neisse und ein Jahr darnach unter der Obhut von Balthasar Flöter "bey Arnoldi Byrckmans Erben" in Köln. Johannes Huser arbeitete 1591 im neunten Teil der *Bücher und Schriften* aus der Handschrift des Autors und beteuerte, dass er es, ohne etwas auszulassen, hinzuzusetzen oder gar zu verdrehn, "von Wortt zu Wortt" getan habe.

Paracelsus knüpft an seine Anthropologie der *Philosophia sagax* an und erklärt, dass der Mensch zweierlei Lichtern gehorche. Das Licht der Natur sei der Vernunft eigen. Wer aber ausser der Natur auch geistige und himmlische Eigenschaften besitze, erfahre, lerne und ergründe selbst übernatürliche Dinge. Demgemäss geht es Paracelsus darum, in seinem Spätwerk die Wunder Gottes jenseits des natürlichen Lichtes darzustellen. Handle es sich auch um Brüder und Schwestern in der Schöpfung, so seien diese doch subtil, ätherisch und unfassbar.

Paracelsus stellt die Elementargeister im Gefüge seiner Kosmologie vor. Er tue es, in den göttlichen Dingen zu wandeln und entschlage sich des üblichen Geschwätzes. Es geht um die vier Geschlechter der Geistmenschen und jene anderen noch, die ihnen gleichen. Vorab sei deren Art und Herkunft, aber nicht zuletzt die Gemeinschaft mit den Irdischen zu erörtern. Endlich aber gelte es, die besonderen Wunderwerke zu würdigen. So rühre uns zutiefst an, dass der Mensch mit ihnen Kinder zu zeugen vermöge. Daher gelte denn hier, was überall gelte: Alles Grosse bezeuge das ewige Mysterium. Vor dem weichen Fleisch der Geister, die nicht aus Adam seien, weiche jedes Gemäuer.

Die wilden Leute Theophrasts sind in ihrer flüchtigen Wendigkeit Geistern, in der Gestalt aber den Menschen gleich. Im Wandel geistig, seien sie also keine Menschen; zweierlei Reichen hörig, besässen sie die dritte Art. Wohl sterbe der Geist nicht wie die Kreatur, da aber die fremden Leutchen wie die Menschen ässen und tränken, siechten sie auf eigene Weise ihrem Tode zu.

Die Elementargeister sind nach Paracelsus so klug wie töricht, so reich wie arm. Unschärfen solcher Art und die Übergänge der vier Geschlechter gehören zu ihrem elbischen Wesen. Der Mensch, der um sie wisse, werde ihrer gewahr, denn Gott lasse seine Werke auf das Wunderlichste erscheinen. Daher würden sie offenbar. Sie zeigten sich dem Menschen, sie hingen ihm an, vermählten sich mit ihm. Damit der Mensch staune, habe Gott sie so geschaffen. Der Staunende rede mit den Bergleuten; er nehme sie mit Augen wahr. Die Lehre lautet, dass ich das Gleiche in seinesgleichen erkenne. So schaffe sich das besondere Licht des Menschen seinen Gegenstand. Nichts bleibe verborgen, es träte denn in sein Licht. Es gehe auf Gottes Gebot um dessen Offenbarung.

Demnach wohnen die Elementargeister dort auf Erden, hier in den Elementen. Das gilt für die Nymphen des Wassers, die Sylphen der Luft, die Pygmäen der Erde wie die Zündel des Feuers. Sie alle seien in ihrem Element tüchtig und fänden darin ihren Tod: Sie ertrinken, hauchen ihr Wesen aus, ersticken und verbrennen. Sie gehorchen ihrem König, werden aber von Gott gekleidet. Tragen sie auch die Namen, die ihnen solche gegeben hätten, denen sie unerkannt nicht offenbar wären, so deuteten diese doch auf sie hin und seien darin brauchbar. Paracelsus behält sich aber ein tieferes Wissen um die Geister vor. Dieses leistet er mit seinem Begriff der Imaginatio, der nichts mit dem andern der "Phantasey", dem "Eckstein der Narrheit", zu tun hat. Die Imaginatio kommt aus der kleinen Welt des Herzens und strebt zur grossen der Sonne aus; sie ist "ein Saamen, welcher materialisch wird". In dieser magischen Leistung, die Arthur Schopenhauer 1854 in seiner Schrift "Über den Willen in der Natur" ausführlich mit Paracelsusstellen unterbaut, kommen aus der "Imaginatio Werke . . . die leiblich sind", wie Paracelsus erklärt, wenn er uns beruhigt, es möge sich keiner darüber entsetzen. Die Wahrheit der Imaginatio ist ihm wirklich. Das ist in jener grossen Überlieferung verständlich, die von der Urgnosis her bis zu Stefan George hin das Ding aus dem Wort hervorgehn lässt und es diesem anheimgibt.

Wie Gott den Menschen in seinem Bund beseelt hat, schenkt das Menschenbündnis mit dem Elementargeist diesem die Seele. Doch befreit dies nicht vom elementischen Tod. Die Gemeinschaft lässt die Bergmännlein dienen; da Irdische den Wasserfrauen besonders nahestehen, können sie solche ehelichen. Erscheinen die Elementarischen geistig behend *wie* in Fleisch und Blut, so wissen sie um dräuende Geschicke und die Zukunft. Nehme aber einer – so wird gelehrt – eine Nixe zum Weib, so halte er sie von allen Gewässern fern; er beleidige sie nicht

an ihren vertrauten Orten. Entzöge sie sich aber, so sei sie nicht gestorben; ihre Ehe gelte nach wie vor und binde auch den Gemahl. Selbst der Seele, die ihr die Ehe gegeben habe, sei sie nicht beraubt. Sie werde deshalb des Bündnisses und ihrer Pflicht wegen am Jüngsten Tag erscheinen. Nehme aber der Mann solchem Wissen zu trotz ein ander Weib, so kehre sie wieder und bringe ihm den Tod.

In solchen Gedankengängen erinnert sich Paracelsus der Märe von Peter von Staufenberg. Diese wurde wohl am Anfang des 14. Jahrhunderts von Egenolf von Staufenberg erzählt, damit die Geschichte des Ahnherrn die Nachfahren belehre.

Es geht in all dem um das Gelöbnis, das der Mensch mit der Natur eingeht und das er treu zu halten hat. Die Elementargeister, lehrt Paracelsus bedrängend, seien von Gott als Hüter über die Natur gesetzt worden. Sie bewachen die Schätze der Erde und der Meere. Diese sollen also nicht habgierig ausgebeutet werden, sie sind nach und nach und von Land zu Land behutsam und demütig zu heben. Elementargeister, die von diesem Wächteramt befreit seien, zeigten als Vorboten Armut, Zerstörung und Untergang an. "Selig werden die Leut seyn . . . denen der Verstand geoffenbaret wirdt werden", schliesst das *Liber de Nymphis.*

*

Solchen Vorausblick und eine ähnliche Glut des sittlichen Gedankens haben die Zeitgenossen Agrippa von Nettesheim und Martin Luther angesichts der Geister nicht erreicht. Zwar lehrt jener in seiner *Philosophia Occulta* von 1533 sachlich, dass jedes der vier Elemente – wie es auch Paracelsus tut – dreifacher Natur sei; sie gäben sich rein und unverändert, unrein mannigfaltig und zersetzt so verschieden wie vertauschbar, doch setzt Agrippa Dämonen in die Elemente und sucht ihrer in zeremonieller Magie habhaft zu werden. Er beobachtet in der Hydromantie Wasserregungen, pendelt mit Ringen und begleitet seine Beschwörungen mit unverständlichem Gemurmel. Er lockt in der Aeromantie Winde und Regengüsse herbei, sagt in der Geomantie aus Erdstössen wahr und deutet die feurigen Farben der Sternschnuppen. Auch er weiss aus dem *Alten Testament*, dass es den Gläubigen ausdrücklich verboten wurde, sich mit magischen Weissagekünsten einzulassen, doch betört der überlieferte Wust seiner Wissenschaft jede zurückschreckende und ordnende Einsicht. Ihm gelten die Himmelsbilder mittels der Intelligenzen, die in ihnen herrschen, mehr, und Strahlen wie Aspekte der Sterne wirken in der Hand der Adepten bedrohlich.

Schon lange war Melusine zum Beispiel für den Sündenfall und das rettende Heilsverlangen geworden. Nur Paracelsus verteidigt sie als Nymphe, doch auch er gesteht, seiner Zeit hörig, zu, dass sie, weil ihr Beelzebub zu einem Mann verholfen habe, geschworen hätte, am Samstag jeweils in ihren elementarischen Leib zurückzukehren. Darin sei sie

von Hexerei nicht frei geblieben. Die Elementargeister könnten eben vom Teufel missbraucht werden, meint er. Luther dagegen versteht schlechthin alle Geister als Dämonen und wahrhaftige Teufel. Das Christentum hatte den wilden Mann zum Nachtmahr gemacht. "Bei den Theologen ist solch Ding Teufelsgespenst", ärgert sich Paracelsus trotz seiner Zugeständnisse. Luther begegnet der Legende gemäss dem Teufel handfest. Die vier Geschlechter der Elemente sind zu büssenden Menschenseelen geworden. Man soll ihnen misstrauen, "denn der Satan selbst verkleidet sich als Bote des Lichtes", lehrt der zweite Brief an die Korinther.

*

Dennoch hat die Vierelementenlehre eine bedeutende Geschichte. Diese setzt abendländisch mit den Vorsokratikern, vorab mit Empedokles, ein und wird über viele Jahrhunderte hin deshalb immer wieder glaubwürdig erneuert, weil es um Urphänomene der lebenden Welt geht. Während die Geister die Elemente zu ansprechbaren Mächten erheben, sind sie selbst Aggregationszustände des Allfluidums. Paracelsus hat sie als Mittel, durch die etwas vollbracht werden soll, verstanden und in Sal, Sulphur und Mercurius, die Grundprinzipien der Welt, gesetzt. Gott habe sie aus nichts gemacht, erklärte er und stellte die Luft als ältestes Element vor, dem er das Feuer, hernach die Erde und das Wasser folgen lässt. Sie alle schliessen das Sterbliche ein und geben ihm den Atem. So gehn die Gewächse aus der Erde hervor. Das Wasser sintert Metalle und Gesteine aus; Feuer erscheint in Blitz und Regen, die Luft aber lässt sich als wohlriechender Tau auf die Schöpfung nieder.

Die Elemente gehen ineinander über. Erde ist fest und starr, das Wasser fliesst, die Luft weht und das Feuer überschreitet sie alle. Als Urphänomene sind die Elemente nicht weiter teilbar; sie sind nach Paracelsus Mütter, flutend doch greifbar, so dass die Quinta Essentia aus ihnen geboren werden kann und im Glas destilliert zu werden vermag. "Quinta Essentia ist nit ein fünft Wesen über den Elementen; denn es ist ein Element, in dem die Natur gestärkt wird über ihren Grad."

Dass solche Wahrheiten trotz aller Vorbehalte unserer Zeit gültig sind, bezeugt noch Goethe. Zwar lässt er die Elemente als Naturforscher "nur oberflächlich gelten". Er anerkennt sie aber als Mensch in ihrer schaffenden Urgewalt. Er erklärt ausdrücklich, dass die vier Grundmächte "aus einer Verdoppelung des Gegensatzes" entspringen. Er bezieht sich auf die vier Temperamente, entwirft mit Schiller eine Temperamentenrose und gesteht zu, dass in diesen Urmächten das Gefühl innigster Verbundenheit mit brüderlich Verwandten walte. So spricht er denn mit Paracelsus von den Elementen als von "Müttern" und deutet sie als Stoffe, die sich gegenseitig durchwallen. Luft sei alles Umgebende, Feuer alles

Durchdringende, Wasser alles Belebende, Erde das in jedem Sinn zu Belebende.

Goethe pflegt sein Elementargefühl. Wasser wird ihm – er bezeugt es immer und immer wieder nachdrücklich – zur Urbewegung des Lebens. So schafft Goethe eine eigenständige, aber verbindliche Wassersymbolik, die im Gesang der Geister über den Wassern schwebt, aber mit dem Leben auch den Tod bringt. Das Erdgefühl dagegen wird für Goethe zum leibseelischen Kraftquell. Die numinosen Steine besitzen ihre Esoterik, die selbst im Magnetismus waltet. Die *Wahlverwandtschaften* wissen darum. Der Granit gar ist in seiner Einsamkeit überaus würdig; die Symbole des Maurers sind gültig; Antinous, der Erdbelebte, wird vorbildlich. Die Erdnähe des Menschen ist fruchtbar und heilsam zugleich. Feuer und Luft aber entraffen die Seele der "Unform und Erdenlast". Die Elemente ergiessen sich "in rauschender Symphonie . . . alldurchdringend, alldurchdrungen" ineinander. In ihrem Strom wird selbst die Zeit zum Element.

Der Mensch hat die Elemente in ihrer "naturelbischen Vieldeutigkeit" zu meistern, weil sie "Werth und Würde durch den Sinn des Menschen" erhalten; er wurzelt in ihnen, er hat sie zu adeln. Goethe sieht das Verhältnis des Menschen zu den Elementen und den Elementargeistern so geheimnisverbunden wie sittlich verbindlich. Darin bestätigt er Paracelsus.

*

Nicht nur die Elementarlehre kann auf eine bunte und folgerichtige Geschichte zurückblicken, jene ihrer Geister ist noch gewichtiger, schöpferischer, fruchtbarer. Man kann sie mit den phrygischen oder aber kretischen Däumlingen, den Schmiedekobolden der grossen Göttin Kybele, die durch ihre Zauber und Weihen von Samothrake und der Orphik auffielen, einsetzen lassen. Ihr Vater war Daktylos, die Mutter eine Nymphe. Dann hat man des unmittelbaren Schülers von Platon, Philippos von Opus, zu gedenken, der seinen fünf Elementen fünf Dämonen zugesellte. Diese hatten den Umgang der Menschen mit den Göttern zu betreuen, waren wandelbar, langlebig, aber sterblich. Sie standen, wie es noch Hegel lehrte, "in der Mitte zwischen dem Äusserlichen der Orakel und dem rein Innerlichen des Geistes". Auch der Pythagoreer Philolaos hatte fünf Urstoffe anerkannt, von denen er jene vier der empedokleischen Elemente bestätigte und ein fünftes als deren Träger walten liess.

Iamblichos erneuerte dann als Plotinschüler die Dämonenlehre, und er bereicherte sie in seinen zehn Büchern *De mysteriis* um ägyptische und orientalische Überlieferungen. Er war wie Porphyrios überzeugt, dass Scharen von guten und bösen Wesen den Luftraum bewohnen, und er schied die Dämonen von den Engeln und Heroen. Elementardämo-

nen begegneten ihm in Feuer, Wasser, Luft und Erde, die Stoffdämonen im Gestein, in den Pflanzen, den Tieren.

Um das Jahr Tausend sammelte das kleine Lehrbuch des *Physiologus* neben Tiercharakteristiken andere vom Einhorn und den Sirenen, um sie aus ihrer heidnischen Welt in die christliche zu versetzen. Von dieser Zeit an verschmolzen die griechischen Dämonen an der Seite der östlichen mit den keltischen und germanischen, wobei sich auch die Kabbala zum Urelement Luft, dem Urschaum Wasser bekannte und das Elementarfeuer verehrte. Sie wusste, dass Geister und Dämonen bei abnehmendem Mond durch die Welt fegen.

Hermann Püttmann hat sich 1844 in Leipzig der nordischen Elfenmären angenommen und bedauert, dass sich die Lichtelfen, die Zwerge und Schwanenjungfrauen, die im Dienst der Menschen gestanden hätten, verwandelten und zuletzt zu gestaltlosen Begriffen erstarrten. Für ihn sind die Elfen ohne Zeit; sie tanzen, wechseln ihre Gestalt, sind so heillos wie gut, so gefährlich wie neckisch. Sie tragen in den altkeltischen Elfenliedern weisse Schilder und blaue Schwerter. Sie sind Meister der Brettspiele.

Mit den Alexanderdichtungen des 12. Jahrhunderts erobert eine orientalische Wunderwelt den Westen. Die Dichtung *Virginal* des 13. Jahrhunderts umgibt eine Zwergenkönigin mit Riesen und Drachen; der hilfreiche Zwerg Laurin hegt seinen Tiroler Rosengarten, und Wolfdietrich besteht seine Abenteuer mit einer Meerjungfrau. Freidank deutet die Allverflochtenheit der Geschöpfe in einer Zwischenwelt so, dass die Erde nichts trage, es sei denn voller Bedeutung, wobei alles elbisch noch anderes bezeichne als sich selbst.

Tannhäuser ist spätstaufisch, und Peter von Staufenberg ist mit der Überlieferung des ritterlichen Geschlechtes der Herren von Lusignan verknüpft, die deshalb ein Meerweibchen im Wappen führten, weil die "merfaye" dem Urahn höchstes Glück gebracht habe. Nur hatte er dieses verscherzt, indem er gegen seinen Schwur eines samstags neugierig seine Gattin im Bade überraschte und inne wurde, dass sie vom Nabel abwärts "ein schamlicher wurm" war.

In solche Gedankengänge gehören auch, wie Robert-Henri Blaser nachgewiesen hat, Wunschhütlein und Glücksäckel, die im *Fortunatus* des späten 15. Jahrhunderts auftauchen. Paracelsus kannte das Buch, dessen Zauberei um 1672 von Grimmelshausen im *Wunderbarlichen Vogelnest* abermals aufgegriffen werden sollte. Vier Jahre zuvor hatte der Dichter die geheimnisvollen Wunder des Mummelsees preisgegeben, aber sie "vor eitel Fabuln" gehalten. Dennoch lassen auch die Nachschlagewerke der späten Goethezeit nicht von dieser Legende, der zufolge der Karstsee im Nordschwarzwald fischlos sei. Sie geben diese als Tatsache weiter.

Grimmelshausen arbeitete mit enzyklopädischen Sammelwerken, mit denen er die Sirenen für verderbliche Wollüste hielt. Doch nahmen

sich noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Hermann Hölty und August Schnezler der Mummelseezauber voller Inbrunst an. Zuvor hatte Wieland 1780 nach dem *Prinzen Biribinker* sein "Meisterwerk poetischer Kunst", den Oberon, geschaffen, der die Geisterwelt Shakespeares beschwor und Mozarts *Zauberflöte* beeinflusste.

August Musäus sammelte von 1782 an vier Jahre lang die *Deutschen Volksmärchen*, und Heinrich Jung-Stilling entwarf 1808 seine *Theorie der Geisterkunde*. Ludwig Tieck rief 1811 *Die Elfen* in seine Novelle, und gleichzeitig umwarb Friedrich Baron de la Motte-Fouqué *Undine*, die 1815 in Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns Oper weitergeisterte, ehe sie 1836 im Ballett verstummte. Elf Jahre später hat sie Albert Lortzing in der Oper abermals erweckt.

Die Elementargeisterlehre, die von Undine bestätigt und gekrönt wurde, dankte ihre Kenntnisse Nicolas Pierre Henri de Montfoucon de Villars, der sie in seinem *Comte de Gabalis ou Entretiens sur les sciences secrètes* 1670 preisgab. Kurt Goldammer weiss hier auf beglückende Weise Bescheid. Schon 1814 hatte Goethe in seiner Novelle der *Lehrjahre* Melosine verfremdet. Gustav Schwab nahm sich ihrer später erneut an.

Im Jahre 1825 rief Victor Hugo *Le Sylphe* an, und die Brüder Grimm erzählten ihre *Irischen Elfenmärchen*. Zur gleichen Zeit – 1832 – als Immermann seinen *Merlin* niederschrieb, bevölkerten alle Geister der Überlieferung den zweiten Faustteil. Immermann hatte in einem frühen Gedicht die Klage Merlins, er besitze das unerhörte Rätselwort, beantwortet, indem er in einem andern Gedicht verriet, welcher Aussage dieses war:

Aller Segen kommt dir von innen
Von draussen steht nichts zu gewinnen.

Noch 1844 schrieb Gerard de Nerval sein Märchen von der Fischkönigin; Eduard Mörike huldigte dem *Stuttgarter Hutzelmännchen*, dichtete die *Historie von der schönen Lau* und freute sich mit Schalk des *Sichern Manns*. Stéphane Mallarmé bannte 1876 *L'après-midi d'un Faune*; Gerhart Hauptmann belebte in der *Versunkenen Glocke* sein liebendes Rautendelein neben Waldgeistern, Holzmännchen und dem Wassermann.

Im Jahre 1913 trat Eduard Stucken in sein Mysterium von *Merlins Geburt* ein, und 1938 nahm sich Jean Giraudoux seiner *Ondine* an, die sich dann mit Ingeborg Bachmann feurig allen Härten des Lebens entzog. In der phantastischen Dichtung der Gegenwart tummeln sich unter den alten Namen andere Geister. Der grösste Dichter der innigsten Tradition aber war William Butler Yeats; doch ist auch seine Fürsprache zu Gunsten der Elfen und Geister längst verklungen.

*

Dem Liber de Nymphis hält in der Spätzeit nur noch ein Buch stand: Heinrich Heines *Elementargeister* von 1834. Er, der noch inmitten eines alten Eichenhains in Westfalen die Stimmen der Urzeit zu hören glaubte, gesteht, dass ihm im alten Sachsen "eine geheimnisvolle Ehrfurcht" erschauern liess, als er mit einem schlichten Holzhauer, der ein grosses Beil über der Schulter trug, die Wälder durchschritt.

Heine beruft sich auf Paracelsus und würdigt ihn als Naturphilosophen "in der heutigsten Bedeutung des Ausdrucks". Er habe zwar den Geistern ihre gängigen Namen gelassen, doch sie tiefer erkannt, merkt auch er an. In der Folge beschreibt Heine die Geister erneut: die zu bizarren Felsspitzen erstarrten Zwerge unter ihren Nebelkäppchen, die verführerischen Luftgeister, die Nixen mit bleichem Kleidersaum, die verstorbenen Bösewichter. Er weiss voller Verständnis, dass die Geister, die mit dem Eichelnapf bechern, der Bilderstürmerei der ersten Christen entgingen, indem sie sich wandelten. Die altheidnischen Geister seien nicht tot, unerschaffen seien sie unsterblich. Sie hätten sich nach dem Sieg Christi in ihre unterirdischen Schlüfte zurückgezogen und sich den andern Elementargeistern verbunden. Ihre Vergangenheit sei die ureigentliche Heimat der Menschenseele. Doch habe der Mensch durch seine Frevel Huld und Gunst der Zwerge verscherzt. Sie seien entflohn. Man hätte ihnen listig den Ast abgesägt, so dass sie zu klagen hätten:

O, wie ist der Himmel so hoch,
Und die Untreu' so gross!
Heut' hierher und nimmer mehr.

Auch Peter von Staufenberg habe durch seine Treulosigkeit das Leben verwirkt.

Die Brüder Grimm erzählen, dass sich eine alte Frau nach der Niederlage Wittekinds lebendig begraben liess. Sich zu ermuntern, habe sie vor sich hingemurmelt: "Krup under, krup under, de welt is di gram, du kannst dem Gerappel nich mehr folgen." Das gilt für die Elementargeister, wenn sie sich auch bei Johann Heinrich Füessli als Nachtmahre, in den zwanzig Undinenstichen Julius Schnorrs von Carolsfeld, bei Moritz Schwind und Sir Edward Burne-Jones zu Zeiten einzunisten vermochten. Nur Carl Maria von Weber, Felix Mendelssohn, Franz Liszt, Carl Loewe, Richard Wagner, Claude Debussy und Hans Pfitzner schlugen den Flüchtenden die funkelnden Regenbogenbrücken des Wohlklangs.

*

Die Flucht der Elementargeister bezeugt das dramatische Verhältnis zwischen dem Menschen und der Natur.

Noch die grosse deutsche Romantik versuchte die Naturerscheinungen zu beseelen. Sie tat es in ihrer Dichtung, ihrer Naturphilosophie, aber auch in Forschungen, die sich der Grenzgebiete zwischen Naturwissenschaft und Mystik versicherten. Es ging vor der drohenden Entfremdung um letzte Versöhnungsversuche.

Kurt Goldammer hat die erotische Begegnung und die leibhafte Verbindung mit den Elementargeistern für "eine Form des symbolischen Ausdrucks romantischer Sehnsucht nach Annäherung an die Natur, nach der Verschmelzung mit ihr" verstanden und damit die "physische Existenz des spezifischen Menschseins" in Frage gestellt. Diese Schicksalsträchtigkeit führte Heines Loreley als Liebesbeziehung zwischen dem Menschen und dem Wassergeist vor Augen. Wir gehören dem elementarischen Bündnis unweigerlich an.

Die Elementargeister verkörpern den grossartigen Mythos unserer Ehe mit der Natur.

Verhängnisvoll wirkte dabei je, dass wir die Frage, um die es geht, falsch stellen: wir wollten uns stets der *Wirklichkeit* der Geister versichern und leugneten diese überheblich. Wir hätten aber die Frage nach ihrer *Wahrheit* stellen müssen. Wahr, wie sie sind, geben sie sich wirklich genug. Wir äusserten unsere Fragen im Banne des Wissens und verrieten die Welt jenseits des Wissens. Wir wollten zu oft nicht wahrhaben, dass die Wirklichkeit der Märchen unleugbar ist, weil sie sich wesenhaft als wahr erweist. Nur Novalis und solche seiner Hellsicht anerkannten, dass das Sichtbare unscheidbar am Unsichtbaren haftet und dass die Wissenschaft nur eine Hälfte der Erkenntnis einbringt. Es geht aber, wie es Paracelsus mit glühendem Eifer lehrt, um zweierlei Licht: das siderische des Greifbaren und das Geistige des Ungreiflichen.

Da die Elementargeister wirken, sind sie auf ihre Weise wirklich, denn sie sind überdies wahr. Unser Sündenfall äusserte sich darin, dass wir den Dingglauben dem Wesensglauben vorzogen, obwohl wir seit Aeschylos wissen müssten, dass die Sinne der Schlafenden von schärferer Schau sind. Schatten bezeugen eben – und auch dies vermögen wir seit Platon einzusehn – eine lichtere Welt. Sie gestehn uns die Wirklichkeit des Ausserwirklichen zu und verrücken die Transzendenz in die Wahrnehmung, die das Wahre erkennt. Damit ist die Wirklichkeit nur *ein* Bereich in der Wirklichkeit des Wahren.

So wurzeln wir zutiefst in einer uralten Bewusstseinsschicht der Menschheit, die mitten unter den Dingen in Bildern lebte. Die Seele besitzt ihre abgründige Archäologie, die Unverlorenes fördert. Sie bedient sich ihrer gültigen Urzeitsprache und verwirklicht sich in Epiphanien bedrängend. Ähnlich hebt das Wort die gegenständlichen und sinnbildlichen Welten in Laut und Rhythmus. Urwelten sind hypostatisch zugegen; sie zeigen sich in der Signatur ihres Seins, verwirklichen das Bild, geben dem Erlebnis Gestalt. Darin vermählen sich die sichtbaren Welten mit den schaubaren; das erblickbar Wirkliche tritt in den Saum des unsichtbar Wahren ein. Wir begreifen die mächtige Dingwelt, wie wir uns der Wesenswelt beschwörend bemächtigen.

Das Symbol wird zur sinnlichen Geistgegenwart; es lässt den Strom der Bilder erstarren und gibt dem Wandelbaren Leib. Es geht um die Zwischenwelten der Verwirklichung, die Fieber der Übergänge. Der

Gläubige wird ergriffen. Carl Gustav Jung hat das Unbewusste zum Mutterboden der Symbole erhoben und die Alchimie als Grenzphänomen der Psychologie gedeutet. Ähnlich redeten wir einer Archäologie der Seele das Wort. Hier wie dort wird der Gang zu den Müttern zum Mysterium der Verwandlung. Wir atmen und wirken eben *zwischen* der Wirklichkeit und der Wahrheit, sind weder da noch dort. Wir leben weniger als wir er-leben und darin vertauschen sich Kosmos und Psyche. Der Stoff wandelt sich als Seele, die Materie als Energie.

Wir gehören diesem Zwischenreich an, verwirklichen das Urwort und lichten die verlorenen Schätze der Herkunft. Das Symbol stellt sich als Signatur der Wahrheit dar und gibt unseren Versunkenheiten Haut. Hegel meinte dazu, dass nichts wesentlich sei, was nicht erscheine. Damit treten auch die Elementargeister ins Licht. "Das ist es was . . . zum verstandensten Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntniskraft durchgegangen zu sein", bestärkt uns Goethe. Wesen ist Erscheinung, Erscheinung Wesen. Trennen sie sich, so gerät unsere Welt aus den Fugen, wie sie es ist.

Die wache Schau gibt der Wirklichkeit ihre Wahrheit, wie der Wahrheit ihre Wirklichkeit, eine andere, dritte, jene von Geistern, auch der Elementargeister. Sind die Urbilder versunken, so sind sie doch nicht weniger zugegen. Wir sind die Herren der elementarischen, steinernen, pflanzlichen und tierischen Schichten. Sie harren unserer Wünschelrute. Wir sind die Schatzgräber in Abgründen unserer Vorzeit. Sehen wir die Elementargeister nicht mehr, so tut dies – wir verleugneten sie denn – ihrer bildsinnlichen Wahrheit keinen Abbruch. Immer noch gehören sie unseren Seelenkräften alltäglich an. Ihre Verwandlungen verwandeln uns. Wir müssten sie unverdrängt anerkennen.

Das alles gilt in höchstem Sinne kulturpädagogisch. Die orgiastischen Ausbrüche unseres Zeitalters bezeugen es auch dann, wenn sie in den Griff von Händlern geraten sind. Die Habgier bedient sich selbst der Gifte. Man müsste aber die Urerinnerungen der Seele den Ausbeutern entziehn und sie würdig bewältigen. Wahre Wesen sind nie ge-wesen, sie sind wesentlich. Damit bedürfen sie des Schutzes.

Paracelsus wusste darum: Er liess den Elementargeistern ihre volkstümlichen Namen, meinte aber unsere seelischen Erzlager, die frühe Kulturen horten, die in primitiven noch leben und die in unserer Gegenwart blossliegen. Es ging in der Wahrheit der Mythen um unsere Selbsterkenntnis. Wir atmen zwischen den Welten in den Erscheinungen, zwischen den Dingen und den Bildern im Sinnbild und verleihen allen Fernen unerhörte Präsenz. Damit sind die Elemente, wie ihnen Goethe trotz seiner Forschung begegnete, unwandelbar wie je Elemente. Die Mutterfeuchte des Wassers bleibt, was sie war; der Lebensvollzug ist fluidal, die Wirklichkeit schleierhaft genug.

Denn mit Erde in uns, sehen wir Erde, Wasser mit Wasser,
Glänzende Luft mit Luft, vernichtendes Feuer mit Feuer . . .

meinte Empedokles, und Goethe wusste in seiner ganzen dichterischen und naturwissenschaftlichen Welt nichts Höheres als die Sonnenhaftigkeit des Auges zu rühmen.

Die Bilderstürmerei der Wirklichkeitssüchtigen ist des Teufels. Die Untreue des Menschen gegenüber den Elementargeistern bringt uns den Tod. Die Natur mit Gier zu nutzen, sie auszunutzen, verrät unsere Geringschätzung der Seele. Wer die Elementargeister leugnet, vergiftet die Flüsse und Meere, wer um sie weiss, ehrt demütig die Wunder der Natur.

Paracelsus höhnt, dass wir die Riesen aus Feigheit für Blendwerk hielten. Wir hätten aber wieder zuzugestehn, dass die Wahrnehmungswelt der Dinge und die Welt der Sinnbilder zusammen erst unsere Welt der wirklichen Erscheinungen ausmachen. Gibt man jener ausschliessliche Rechte, so wird man käuflich, verstrickt man sich in dieser, so verfehlt man die Gegenwart. Man hätte diese aber in ihrem Zauber zu achten und das Gesicht zur Schau anzuleiten. Die wirkenden Mächte sprechen uns aus den Sinnbildern wie aus den Dingen an. Stehen wir zu unserer Zwischenwelt! Die Mächte haben wie die Sachen wirklich zu werden, denn sie sind wahr. Werden wir der Elementargeister nicht mehr gewahr, so bleiben sie dennoch wahr, anerkennen wir sie, so erscheinen sie uns in neuem Licht. Vergessen wir Paracelsus nicht: Es sind Menschen, die der Seele entbehren. Sie, die auch unseren Tiefen angehören, sind so unheimlich wie reg. Untreue bringe den Tod, haben wir von Paracelsus gelernt. Sie zerstört die Welt, verseucht die Elemente, zerfrisst unsere Lebensgemeinschaft mit der Natur.

Friedrich Freiherr von Gagern, der kurz vor der Jahrhundertmitte in Niederösterreich gestorben ist, hat in seinem *Grenzerbuch* 1927 gedroht: "Weltgeschichte ist nichts als die Geschichte einer ewigen Blutrache; und wer weiss, wie nahe uns die Zeit, da die fluchbeladenen Herrenvölker des Abendlandes in gegenseitiger Zerfleischung an ihrer eigenen Zivilisation, an ihrem Wahn und Wesen zugrunde gehen ..." Fürchten wir die Rache der Elementargeister, die in unserem eigenen Blute horsten.

In seinem letzten Gedichtband hat Stefan George das Zwiegespräch zwischen dem Menschen und den Elementargeistern heraufbeschworen. Darin warnt der Drud:

Mit allen künsten lernt ihr nie was euch
Am meisten frommt . . wir aber dienen still.
So hör nur dies: uns tilgend tilgt ihr euch.
Wo unsre zotte streift nur da kommt milch
Wo unser huf nicht hintritt wächst kein halm.
Wär nur dein geist am werk gewesen: längst
Wär euer schlag zerstört und all sein tun
Wär euer holz verdorrt und saatfeld brach . .
Nur durch den zauber bleibt das leben wach.

So haben wir uns denn der Seligpreisungen des *Liber de Nymphis* zu erinnern und sie uns, unserer Zeit gemäss, vorzusprechen: Seliger wäre es, sich die Nymphen zu gewinnen, als ihre Wasser zu vergiften; seliger wäre es, den Geistern der Winde zu lauschen, als die Lüfte zu vergasen; seliger wäre es, die Hüter unserer Erdschätze zu achten, als ihre Lager auszubeuten; seliger wäre es, über den Feuern zu wachen, als sie in Atommeiler zu bannen.

Literatur

Josef Strebel: Prolegomena zum paracelsischen Buch über die Elementargeister. In: Nova Acta Paracelsica, Basel 1945, S. 173–186

Theophrastus von Hohenheim: Liber de Nymphis . . . Herausgegeben von Robert Blaser, Bern 1960

Kurt Goldammer: Paracelsus in der deutschen Romantik. Wien 1980

Robert-Henri Blaser: Paracelsus und die Dichtung. In: Salzburger Beiträge zur Paracelsusforschung, Folge 23, Vorträge 1982/83, Salzburg

*

Erwin Jaeckle: Paracelsus. Die Weltschau in Worten des Werkes, Zürich 1943

ders.: Paracelsus. In: Bürgen des Menschlichen, Zürich 1945

ders.: Die Elfenspur. Zürich o. J. und in:

ders.: Die Botschaft der Sternstrassen, Stuttgart 1967

ders.: Geist und Geister der Elemente. In: Signatur der Herrlichkeit, Zürich 1970

Paracelsus, der Retter der Geistesumnachteten

Ein paar Gedanken zum Hohenheimer als Psychopathologen

von Peter Marty

"Wer von den Künsten der Weisheit schreiben will", betont Paracelsus, "muss dem Leser zuerst den Ursprung und Lehrmeister der Kunst und Weisheit vor Augen führen . . . Er muss angeben, aus welcher Quelle sein Schreiben fliesst, wer ihn die Kunst des Schreibens gelehrt und worauf er sein Schreiben gründet."

Im folgenden soll deshalb kurz auf den Anlass zu den Gedankengängen über "Paracelsus als Retter der Geistesumnachteten" hingewiesen werden, nicht aber auf meine eigentliche Berechtigung, darüber zu schreiben. – Den Gedanken stand ein Referat, gehalten an der Generalversammlung der Paracelsusgesellschaft vom 13. Oktober 1985 in Zürich, zu Pate. Im "Zeichen des Jahres der Jugend" war ich dazu von Prof. Robert-Henri Blaser selig eingeladen worden.

•

Zu Titel und Untertitel

Der Ausdruck "Retter der Geistesumnachteten" übernimmt die Formulierung, wie wir sie auf dem Paracelsus-Denkmal in Einsiedeln vorfinden. Aus rein sprachlich-rationellen Gründen soll im folgenden Geisteskrank, Seelenkrank und Geistesumnachtet synonym verwendet werden, obwohl in Tat und Wahrheit jeweils bestimmte Nuancen mit diesen Wörtern verbunden sind.

Unter Psychopathologie verstehen wir ein Teilgebiet der Psychiatrie, und zwar jenes, das sich mit der systematischen Analyse der *Ursachen* der Seelenerkrankungen befasst. Nicht exakt kann aber vom Grund oder der Ursache das Erscheinungsbild einer Krankheit getrennt werden, so dass im Zusammenhang mit der Psychopathologie oft auch von der klinischen Form, der eigentlichen Psychiatrie, gesprochen werden muss. Im Prinzip soll hier auch nicht die Therapie der Geistesumnachteten behandelt werden, sonst müssten wir nicht nur auf den Psychotherapeuten, sondern auch auf den Chemotherapeuten Paracelsus eingehen.

Gerade die Psychiatrie und mit ihr die Psychopathologie sind sehr eng mit dem Menschenbild der jeweiligen Zeit verbunden. Des Hohenheimers Menschenbild ist sehr schwer zu fassen, wie er selber ja auch nur schwer zu fassen ist. "Es ist nicht leicht, dieses geistige Phänomen, welches Paracelsus ist, im Ganzen zu sehen und wirklich umfassend darzustellen. Dazu ist er fast zu widerspruchsvoll oder zu chaotisch vielseitig," bemerkt *C. G. Jung.*

Es sei übrigens ein kleiner Seitenhieb zum vorliegenden Thema erlaubt. Ist es nicht interessant, dass gerade der grosse Psychiater und Psychologe C. G. Jung am *ersten* internationalen Paracelsuskongress, 1941 in Einsiedeln, das Hauptreferat hielt. Sein Thema hiess damals: "Paracelsus als geistige Erscheinung".

Etwas war Paracelsus sicher nicht: der Typus des Spezialisten nämlich. Nach *Jean Cocteau* sind Spezialisten "les travailleurs à la chaîne de l'intelligence". – Der Hohenheimer war keineswegs ein Fliessbandarbeiter der Intelligenz. Er hat nach *Betschart* "kein Lehrbuch der Psychologie (geschrieben), auch keines der Psychopathologie oder der Parapsychologie, solche Unternehmungen stammen erst aus der Zeit des wissenschaftlichen Spezialistentums. Seine geniale Konzeption trägt vornehmlich den Charakter der theologisch–philosophisch–psychologisch–medizinischen Ganzheit an sich, der 'Gänze', wie er sich selbst ausdrückt."

Wobei, soviel muss ergänzt werden, die Zusammenarbeit unter den damaligen Wissenschaftszweigen überhaupt viel enger war. – Die Karikatur von *Bosc* im Anhang fasst diesen Zusammenhang (respektive Gegensatz) zwischen den Generalisten von gestern und den Spezialisten von heute pointiert zusammen. Paracelsus konnte sich auch den Einflüssen seiner Zeit nicht verschliessen und entziehen.

Lassen wir einige der wichtigsten rasch Revue passieren:

- Die Renaissance: Die Zeit des Umbruches und des Umbaus und des in–Frage–Stellens von Autoritäten.
- Die Naturphilosophie: Die Suche nach dem letzten Grunde in den Dingen; die eigentliche Methode ist hier die experientia, dies aber mehr im Sinne von erleben als denken.
- Die Alchimie.
- Die mystischen/magischen Einflüsse: Diesen war Paracelsus vor allem über die Geleise der Geheimwissenschaften ausgesetzt. So die Kabbalah (jüdische Geheimlehre) und den Bund der Rosenkreuzer.

Das Gedankengebäude des Hohenheimers legt auf diesen Boden die Grundplatte des Glaubens an Gott als feste Basis und darauf erheben sich die vier wichtigen eigenen Säulen seiner Schau der Dinge.

A) Kenntnis der Natur.
B) Alchemia microcosmi et macrocosmi als ständiger Auf- und Abbau der Kräfte.
C) Die Astronomie als Fortsetzung der physischen Welt nach der Seite der Sternenwelt,
D) und als vierte und letzte Säule die virtus, "die Tugend in Form der Menschenliebe", wie *Fischer* sich ausdrückte.

Einen guten Einstieg ins Quellenstudium paracelsischer Schriften zur Psychopathologie verschafft die interessante Zusammenstellung von

Betschart, die er über die psychologischen Werke Hohenheims verfasste und in der Nova acta Paracelsica 8 veröffentlichte (sie ist auch im Anhang aufgeführt).

Bereits im II. Buch 'de Fundamento Scientiarum Sapientiaeque', im Buche 'Von dem Grund der Weisheit' bemerkt Paracelsus: "Wie der Leib krank wird, so fällt auch die Vernunft in Krankheit. Wenn ich über das Thema der Notdurft des Leibes von Grund aus geschrieben habe, so kommt es einem Arzte mehr als einem andern zu, auch über Vernunft und Weisheit und ihre Entartungen zu schreiben."

Aufschlussreich für das vorgegebene Thema ist dann vor allem die 'Philosophia magna'. So lehre uns Paracelsus, schreibt *Strebel*: "Ohne Philosophie keine Ursachen- und Finalitätsforschung, ohne Metaphysik, Magie (Kabbala) und Mystik keine Psychiatrie."

Woher kommen nun diese Entartungen der Vernunft und der Weisheit, was sind ihre Ursachen?

Hören wir dazu *Paracelsus* in seinem Traktat 'De lunaticis' (über die Mond- oder Geisteskranken): "Vielerlei Ursachen der Tobsucht und des Wahnsinns gibt es, auch infolge von Vergiftungen. Mein Vorhaben ist es nicht, hierüber zu schreiben, sondern nur über die durch den Himmel wahnsinnig Gewordenen. Daran liegt mir am meisten."

Die Krankheiten, die klar aus exogenem Einflusse entstehen, sondert Paracelsus also aus. Er verdeutlicht denn auch noch: "Richtig ist es, dass es auch auf Erden viele Dinge gibt, die wahnsinnig machen, wie Cicuta [Schierling], Crocus, Cerebella [Tollkirsche] und dergleichen. Doch gehört das nicht hieher, weil sie zugleich töten, würgen und erlähmen."

In den Büchern 'Volumen Paramirum' und 'Opus Paramirum' wird auf die fünf entien oder fünf Prinzipien eingegangen, aus denen der Mensch besteht und aus denen auch die Krankheiten hervorbrechen können. Das Volumen Paramirum ist so etwas wie die Quintessenz dieser beiden Bücher. Wir wollen an seinem Beispiel ein paar wichtige Ideen des Psychopathologen Paracelsus zu skizzieren versuchen. Die Abhandlung über "Die occulten Ursachen der Krankheiten" von *Elisabeth Wolfram* vermag dabei eine grosse Stütze zu sein.

Alle Körper- und Seelenleiden haben ihren Ursprung in Sünden oder Schwächen des Ich. Oder etwas occulter und esoterischer ausgedrückt: "der Arsenik", der Antagonist des Ich ist zu stark. Die Krankheiten können sich aber an verschiedenen Orten im Körper ausdrücken. Ein Hauch vom Begriff "Psychosomatik" weht hier herein: Es hat etwas den gleichen Ursprung, aber verschiedene Formen und Ausformulierungen.

Wo sich nun die Seelenkrankheiten ausdrücken können und damit eng verbunden, woher sie kommen können, soll anhand von fünf verschiedenen "entia" (ens = Ding, Wesenheit, Seiendes) aufgezeigt werden (siehe Anhang III). Allerdings werden wir dabei ein etwas moderneres psychologisches Vokabular verwenden als es Paracelsus zur Verfügung stand.

Zum ens astrale

Die Seelenkrankheiten, die dadurch bedingt sind, *wie* der Mensch auf dem physischen Plane und in seinem physischen Leibe ist, lassen Anlage – Umwelt – Problematik anklingen. Das "ens astrale" wäre dann der Inbegriff der Umwelt. Das Grundübel bestünde darin, vom Falschen oder Schlechten umgeben zu sein. Es wäre dann zu einfach, etwa den Einfluss der Sterne als direkt ursächlich krankheitsverursachend anzusehen. Mit dieser Astrologenauffassung räumt der Hohenheimer rasch und gründlich auf: "Also, ihr sagt, dass der Himmel den Körper macht, das ist das astrum: *welches nit ist.* Der Mensch ist *einmal* beschaffen Corporaliter und weiter formiert ihn nichts, denn allein Ens Seminis, *ohn alle Gestirn.*"

Zum ens veneni

Hierher gehören alle Seelenkrankheiten, die durch eine Verarbeitungsschwäche des Ich die Vernunft überfluten. Heutzutage würde sich das etwa darstellen in der Überflut an Information überhaupt oder in der grossen Anzahl an schlechter Information, wahrlich ungesund und manchmal einem Gifte gleich. Das Gehirn ist dabei der Alchimist, der die Verarbeitung und Aussonderung zu besorgen hätte, völlig vergleichbar mit dem Magen. Interessant sind hier auch die sprachlichen Analogien: Es liegt mir etwas auf dem Magen; dieses üble Wort habe ich schlecht verdaut usw.

Zum ens naturale

Hieher gehört der Gegenpol zur Umwelt, die Anlage. Moderner ausgedrückt: die Vererbungsfaktoren oder die DNS als Ursache psychischer Krankheiten. Wenn wir diesen Komplex etwas ausmalen, gehen folgende Eigenschaften darunter: Eigentümlichkeiten der Konstitution, die Schwäche oder Stärke eines Organs, der Charaktertypus usw. Zwei Geschöpf, so sagt Paracelsus jedoch, habe der Mensch in sich: Die Selbstspeisende (Unterbewusste, Planeten) und die Mangelnde (das Bewusste). *Ens seminis*, ein Teil dieses Unterbewussten oder Unbewussten, ist der Meinung *Wolframs* nach das Gruppenseelentum oder wie *C. G. Jung* es ausdrückte: Das kollektive Unbewusste (Tradition im ureigensten Sinne).

Zum ens spirituale

Krankheiten bedingt durch den eigenen oder einen fremden Geist oder eventuell sogar mehrere fremde Geister.

Auf der einen Seite sind da die durch die Leidenschaften bedingten Seelenkrankheiten vertreten. Durch die Leidenschaften wie Neid, Missgunst, Hass, Neugierde. Es entstehen daraus die verschiedenen Wahnformen. Auf der anderen Seite stehen die durchs Gemüt bedingten See-

lenkrankheiten. Wir sagen heute ja noch oft Gemütskranke. Paracelsus nennt die Sorge als mögliche Ursache für diesen Typus von Erkrankung. Für die heutige Wissenschaft wäre dies der Zweig der verschiedenen Depressionsformen. – Vielleicht als Ergänzung zu oben: Heute sprechen wir natürlich auch von der Möglichkeit eines depressiv bedingten Wahns.

Ein überaus wichtiger paracelsischer Begriff ist die Imagination und Paracelsus beschreibt denn auch Krankheiten des Geistes oder der Seele die "nur" aus der Vorstellung, z. B. der Angst vor etwas, entstehen.

Die Schizophrenie (zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust . . .) ist einfach als Kampf zweier Seelen oder zweier Geister zu verstehen. Einmal obsiegt der eine Geist, ein andermal der zweite. Für Paracelsus ist Besessenheit der Grund der "Zerbrechung" oder "Spaltung". Er kennt also den Krankheitsbegriff des Gespaltenseins-im-Geiste/in-der-Seele schon ganz genau.

Zum ens deale

Schliesslich ist der Ururspung überhaupt, dass wir Krankheiten haben (auch die der Seele), im ens deale zu suchen. Es ist Gott, der uns diese als Flagellum, als Geissel schickt. Nicht aber nur zur Bestrafung, sondern zur Läuterung (siehe Reinkarnationstheorien). Diese Ursache der Seelenkrankheiten kann sich in allen andern Ursachen manifestieren.

Dass Paracelsus die verschiedenen klinischen Bilder von Geisteskrankheiten kannte und somit die möglichen Formen, die anhand der Ursachen dargelegt wurden, nicht etwa nur Interpretationen sind, soll an zwei vielsagenden Zitaten des Hohenheimers belegt werden: "Viele Geisteskranke gibt es, die nicht als solche erkannt werden. Wie es vielerlei Narren gibt, gibt es auch vielerlei wahnsinnige Leute, in vielen Hinsichten, Arten, Gestalten und Formen", und: "Weil auch die Weisheit in Krankheit fällt, wie Manie, Phrenesis und viele andere Arten, ist es nötig, dass der Mensch, wie ein Arzt des Leibes Anatomie wissen soll, auch hier die Anatomie der Vernunft und Weisheit wisse wie die Zahl ihrer Krankheiten und in ihrem Wesen wohl unterrichtet sei."

Eingangs wurde betont, die Begriffe "geisteskrank", "seelenkrank" und "geistesumnachtet" würden als Synonyme verwendet, obwohl sie dies nur in etwa seien. – Auf dieses *in etwa* möchten wir noch näher eintreten.

*

Bei Paracelsus ist nicht der Geist an und für sich krank, sondern er steht im Dunkeln, er ist *umnachtet*. Ein wahrlich schöner Gedanke und eine grosse Rehabilitation für Heerscharen von Menschen. Wie viel härter und unmenschlicher mutet uns da der Ausdruck an: "Er/sie ist geisteskrank".

Der Hohenheimer formuliert das so: "Wie die Narren vom Gestirnsungeist gerührt werden, so werden auch die geführt werden, die sich gar witzig dünken. Wenn der Mensch wahnsinnig wird, so wird allein das Tier in ihm manisch. Er ist einem wütenden Hund zu vergleichen, den des Himmels Lauf tobend und wütend gemacht hat. Tobsucht ist ein wütendes Vieh, das in den Hundstagen toll wird ... Die menschliche Vernunft wird nicht wahnsinnig, nur die tierische. Der Menschengeist selbst wird nur verdeckt und betäubt vom Wahnsinn der niederen Vernunft und empfängt keine Krankheit. Tollheit, Mania, Vesania, Morbus lunaticus sind nicht im menschlichen Geiste der Kranken zu suchen, nur in seiner tierischen Vernunft."

Was Paracelsus uns wohl kundtun möchte: wir dürfen beim Menschen nicht pars pro toto sehen. Nur weil etwas nicht mehr läuft, soll doch nicht das Ganze beiseite geschoben werden (heutige materialistische Auffassungen). Mit dem Begriff "viehisch" ist zu vergleichen der Begriff des "Es" oder der "Triebe" bei den Tiefenpsychologen. Und Paracelsus gibt uns auch Einblick in ein tieferes Verständnis der Psychodynamik: "Der Unterschied zwischen Narren und Wahnsinnigen ist der, dass die Narren eines milden Gestirns und *aus Schwäche ihrer Vernunft* missraten sind, während die Wahnsinnigen aus einem *Zuviel an viehischer Vernunft* hervorgehen. Also unterscheiden sich die Mondkranken und Toren von den weisen Menschen dadurch, dass die Weisen nicht den viehischen Leib herrschen lassen."

Dies beherbergt schon die ganze Schau der Balanceakte von Bewusstem und Unbewusstem und das Drama des Entgleisens der Psyche durch das Überhandnehmen eines negativen Einflusses.

Einen grossen Teil seiner Kenntnis der Psychopathologie hat der Hohenheimer übrigens nicht anders gewonnen als wir in der heutigen Zeit, nämlich aus der Traumdeutung. Siehe auch sein Traktat 'Über Träume und Schlafwandler'.

Zum Abschluss sollen noch drei Prinzipien von Paracelsus unterstrichen werden, die einen bereits fesseln, wenn man sich erst in seine Ideen zur Psychopathologie einarbeitet.

a) Der Präventionsgedanke.
b) Die Breite des Hohenheimer'schen Horizonts in der Psychopathologie.
c) Die Tiefe der Gedankengänge betreffend die Krankheiten, welche den Geist umnachten.

Wichtiges anderes muss dabei über die Klinge springen: Das Leib-Seele-Problem, die Normfrage usw.

Der Präventionsgedanke

Wie meint doch Hohenheimer: "Denn das Bewahren ist leicht, aber die Kur ist schwer, jedoch möglich."

Die Psychohygiene spricht er hier an. Als Verhütungsregeln empfiehlt er: "Bringe ihn ab von seinem viehischen Verstand, kläre ihn auf, unterrichte ihn. Lass ihn beichten." Hier sehen wir doch geradezu den Psychoanalytiker und den Psychotherapeuten heutigen Zuschnittes vor unserem geistigen Auge in Aktion. Sollten wir uns versucht fühlen durch Dinge, von denen wir besser lassen würden, rät uns der gewiefte Menschenkenner, uns durch Arbeit, Essen und Trinken zu zerstreuen.

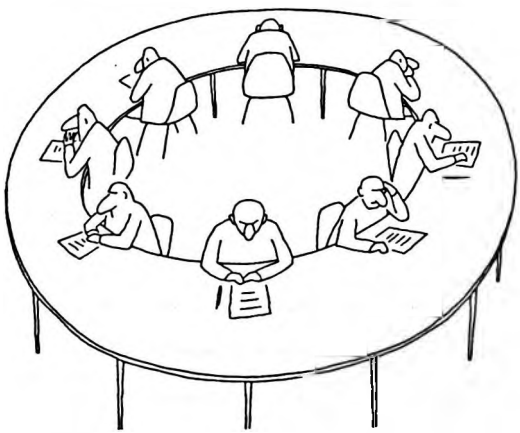
Die Breite des Hohenheimer'schen Horizontes in bezug auf die Psychopathologie

Im 20. Jahrhundert gibt es wohl mehr Schulen und Lehren psychologischer, psychotherapeutischer und somit meist auch psychopathologischer Konzepte als je zuvor. Um nur eine subjektive Auswahl zu nennen: Aggressionstraining, Autogenes Training, Astrologie, Bewusstseinserweiterung, Bioenergetik, Encountergruppen, Gestalttherapie, Hypnose, Marathongruppen, Psychoanalyse, Psychodrama, rational-emotive Therapie (RET), Scientology, Selbstanalyse, Selbsthypnose, T'ai Chi Ch'uan, Urschreitherapie, Transaktionale Analyse, Realitätstherapie usw. usw. Ohne allzu kühn zu erscheinen, darf unseres Erachtens behauptet werden, es würde ein nicht allzu schwieriges Unterfangen darstellen, die Kernsätze vieler dieser oft als hypermodern geltenden Technologien respektive Techniken der "Psychenverwaltung" auch bei Paracelsus nachzuweisen. Es soll damit nicht behauptet werden, die Grundideen stammten von ihm. Aber er war auch schon recht gut auf dem laufenden.

Die Tiefe der Gedankengänge

Es wurde schon angeschnitten: Geistesumnachtete sind bei Paracelsus nicht einfach abgeschrieben. Ja er zeigt ihnen gegenüber vielmehr seine grosse Ethik und Menschenliebe. "In Christo sind wir alle Brüder", mahnt er uns, "der Narr und der Gewitzte." Und dann, so völlig *urparacelsisch* (die Wortwahl muss aus der Zeit heraus verstanden werden . . .): "Wenn auch die Natur verfehlt war, fehlte doch nichts an Seele und Geist. Diese aber sollen wir ansehen. Gleicherweise wie einer, der krumm und lahm geboren wird, ohne Füsse, dass er auf dem Arsche rutschen muss, während wir auf graden Füssen laufen. Welcher wird nach dem Tode lahm sein? – Keiner."

Und an gleicher Stelle: Auf "dass wir unsere Brüder nicht Toren heissen sollen, weil wir nicht wissen, was in uns selbst steckt. Gott allein spricht den Dingen ihr Urteil und ist ihr Erkenner."



Jean Maurice Bosc
Bosc: Bilderbuch für Erwachsene
Cartoons. München: dtv, 31983

Das *Volumen paramirum*, das unter Entstehung der Krankheiten auch *psychische* und physische Verunreinigungen und Gifte behandelt, über die verschiedenen *Temperamente* spricht, und über hypnotische und suggestive Einflüsse auf das Krankheitsgeschehen sich verbreitet.

Dann das *Opus paramirum*, das im Abschnitt De origine morborum ex matrice hochinteressante psychologische Aufschlüsse über Frauenkrankheiten und Hysterie bietet, besonders aber im ersten Traktat "über die *unsichtbaren Krankheiten*" hoch modern anmutende Ansichten über psychogene Krankheitssymptome aus der sog. Imagination auszubreiten weiss.

Ferner ist zu erwähnen das Buch *Paragranum*, in dem die Psychologie eindeutig den Schlüssel zur paracelsischen *Astronomie und Alchemie* darstellt.

Besonderes psychologisches Interesse verdient das sog. "siebente Buch der Arznei": *Von den Krankheiten, die den Menschen der Vernunft berauben.* Paracelsus vergisst nicht, unter den Heilmitteln auch solche durchaus psychologischer Natur anzugeben.

Aus den "Archidoxen" besitzt das Kapitel über den "spiritus vitae" besondern psychologischen Aspekt.

In *"de Generatione"* behandelt der geniale Seelen-Arzt die Ausgeburten der Phantasie und des Willens.

Für die moderne Psychiatrie ist besonders wichtig der Traktat "de lunaticis", über den Irrsinn, und *de generatione stultorum*, über die "Entstehung der Narrheit".

Die Abhandlung über *"Träume und Visionen"* ist psychologisch nicht minder aufschlussreich, ebenso die Schrift *"Über die Macht der Imagination"* und *"de imaginibus"*, d.h. über die Macht der Phantasie, die sie auf das Gemüt ausübt.

Schliesslich ist noch das bedeutendste und letzte Werk des Theophrastus, nach einigen sein *dunkelstes*, doch sicher sein philosophisch-psychologisch reifstes und abgerundetstes: Die astronomia magna oder die *Philosophia sagax*, d. h. die scharfsinnige Philosophie, zu erwähnen.

Ildefons Betschart: Paracelsus und die moderne Psychologie. In: Nova Acta Paracelsica 8 (1957), S. 39–43.

Pentagramm des Menschen

Das fünffache Sein besteht aus:		*Die Krankheiten entstehen durch:*
1 dem sogenannten physischen Leib, der sichtbaren Form, deren prägnantester Ausdruck das Knochengerüst ist	*ens astrale*	1 die Einflüsse von Klima und Infektion
2 dem Ätherleib, dessen Ausdruck das Drüsensystem ist	*ens veneni*	2 Gifte, die der Organismus durch die Ernährung und Atmung und Wahrnehmung aufzunehmen genötigt ist
3 dem Astralleib, dessen Werkzeug das Nervensystem darstellt	*ens naturale*	3 die Veranlagung seiner Körperlichkeit bei der Geburt
4 dem Ich, das sich im Blutsystem ausdrückt	*ens spirituale*	4 Magie und geistige Beeinflussung
5 dem höheren Selbst des Menschen, seinem Ewigen, das im Unterbewusstsein während der Inkarnation wirkt und von dort aus die Impulse des Ich färbt und bestimmt, und dasjenige ist, was als die alle Inkarnationen überdauernde eigentliche, durch die Arbeit seines Trägers, des Ich, sich immer stärker und reicher entwickelnde Individualität des Menschen ist.	*ens deale*	5 den Willen Gottes, d. h. des Karma

Frei nach *Elisabeth Wolfram*: Die occulten Ursachen der Krankheiten (Volumen Paramirum des Paracelsus). Leipzig: Verlag von Max Altmann, 1912. Vor allem S. 16, 17 und 27.

Die Tätigkeit der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft (SPG)

erstreckt sich vor allem auf das Bestreben, mit unvoreingenommenem Blick alle Seiten des universalen Denkens ihres Patrons einer kritischen Prüfung zu unterziehen, um so das lebendige Paracelsus-Bild zu gewinnen, das unserer Zeit entspricht. Die SPG beschäftigt sich also weder mit historisch-antiquarischen Untersuchungen, noch will sie sich sektiererisch auf irgend eine Paracelsus-Dogmatik festlegen.

Initiant, Gründer und erster Präsident der SPG war – von 1942 bis 1953 – der bedeutende Kunsthistoriker Prof. Dr. *Linus Birchler*; ihm folgten von 1953 bis 1963 der Zürcher Philosoph und Psychologe Prof. Dr. *Donald Brinkmann* sowie von 1963 bis 1973 der Apotheker und Pharmaziehistoriker Dr. *Friedrich Dobler* in Dietikon.

Im Jahre 1973 übernahm der in Neuenburg wirkende Germanist und Literaturhistoriker Prof. Dr. *Robert-Henri Blaser* die präsidialen Aufgaben. Nach seinem völlig unerwarteten Tod am 23. Juli 1986 fand sich Dr. phil. habil. *Willem F. Daems*, Apotheker, Medizin- und Pharmaziehistoriker, bereit, den Vorsitz der Gesellschaft zunächst bis Ende 1988 auszuüben.

Die verantwortlichen Redaktoren der Nova Acta Paracelsica, Neue Folge, sind:

Apoth. Dr. Willem F. Daems, CH-4144 Arlesheim, Postfach 40

Apoth. Dr. Hans-Rudolf Fehlmann, CH-5115 Möriken, Quartierweg 18

Sie werden von den Vorstandsmitgliedern (Beirat) unterstützt.

Sekretariat:
Ernst Schwaller, Rauracherstrasse 34, CH-4106 Therwil